Nr. 122 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zł. Donnerstag, den 30. Mai 1929

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20 % Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zł. von außerhalb 0.80 Zł. Bei Wiederholungen Rabatt.

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31 5. cr. 1.65 Zł., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zł. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Die „Neuregelung“ des Minderheitenrechts

Die Vorschläge des Dreierausschusses — Nur unbedeutende formale Aenderungen des bisherigen Verfahrens Ablehnung des deutschen Standpunktes — Keine ständige Minderheitenkommission beim Völkerbund — Madrid ein Fiasko des Völkerbundes

Genf. Ueber den in London vom Dreierausschuß des Völkerbundsrates (Chamberlain, Quinones de Leon, Adatschi) ausgearbeiteten Bericht

über die Neuregelung der Minderheitenfrage

werden der gut unterrichteten Seite folgende interessante Mitteilungen gemacht:

Der Bericht des Dreierausschusses an den Völkerbundsrat umfaßt einige 50 Seiten, enthält zuerst eine Reihe von Vorschlägen über die

Erweiterung der Oeffentlichkeit des bisherigen Minderheitsverfahrens

und enthält sodann die 16 Denkschriften der einzelnen Regierungen sowie die 11 Denkschriften einzelner Organisationen über die künftige Regelung des Minderheitenschutzes beim Völkerbund.

Die Vorschläge des Dreierausschusses sind nach diesen Mitteilungen folgende:

1. Der Jahresbericht des Generalsekretärs des Völkerbundes soll in Zukunft kurze statistische Angaben über die Zahl der eingegangenen Minderheitenbeschwerden enthalten, die den üblichen Dreierausschüssen des Völkerbundes vorgelegt und sodann an den Völkerbund weitergeleitet werden wird. Diese Mitteilungen des Generalsekretärs des Völkerbundes an die Vollversammlung des Völkerbundes sollen jedoch in dem Bericht einen streng statistischen Charakter haben, ohne daß hierbei auf das Wesen und die Ziele der einzelnen Minderheitenbeschwerden eingegangen wird.

2. Der Generalsekretär des Völkerbundes soll in Zukunft den beschwerdeführenden Minderheiten davon Mitteilung machen,

ob ihre Beschwerde vom Sekretariat des Völkerbundes als zulässig („recevable“) erklärt worden und somit an die Dreierausschüsse des Völkerbundsrates weitergeleitet worden ist.

Bisher erhielten die beschwerdeführenden Minderheiten keinerlei Mitteilungen über das weitere Schicksal ihrer Beschwerden. Jedoch soll in der Mitteilung des Generalsekretariats an die beschwerdeführende Minderheit in formeller Form auf die Bedingungen der Zulässigkeit von Minderheitenbeschwerden hingewiesen werden. (Mäßigkeit der Sprache, Herkunft aus einer nicht anonymen Quelle, kein Antrag auf Grund der politischen Beziehungen zwischen den Minderheiten und den betreffenden Staat, Behandlung von Fragen lediglich in Fragen der Minderheitenverträge). Das Völkerbundssekretariat hat bisher die Beschwerden der Minderheiten unzulässig erklärt, falls eine dieser Bedingungen nicht erfüllt war.

3. Die Veröffentlichung einer Minderheitenbeschwerde samt dem zugehörigen Material kann in Zukunft als zulässig erklärt werden, falls der Dreierausschuß des Rates von einer Weiterleitung der Beschwerde an den Völkerbundsrat absieht, wie dies bisher der Fall gewesen ist. Jedoch soll die Veröffentlichung der Beschwerde von der Zustimmung der interessierten Regierungen abhängig gemacht werden. Die einzelnen Bestimmungen dieses Vorschlages sind jedoch in dem Bericht äußerst unklar gefaßt und lassen verschiedene Deutungen offen.

4. Der Bericht des Dreierausschusses unterstreicht sodann das bereits bestehende Recht der Mitglieder des Völkerbundsrates, sich über die Arbeiten der üblichen Dreierausschüsse des Völkerbundsrates für die Minderheitenfrage unterrichten zu lassen.

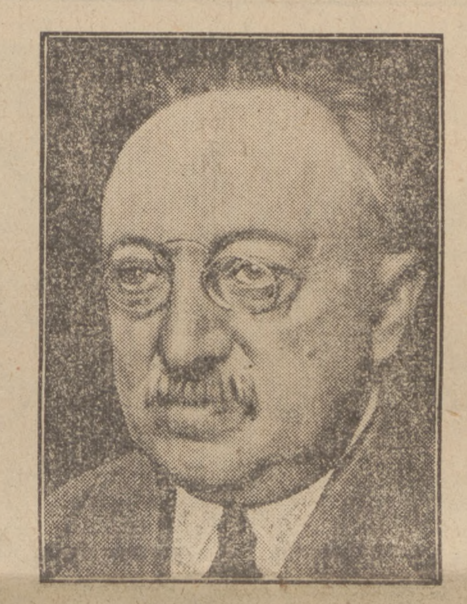
5. Der Bericht lehnt hierauf den Gedanken einer Ueberwachung der Durchführung der Minderheitenverträge durch den Völkerbundsrat kategorisch ab und weist in diesem Zusammenhang den deutschen Vorschlag auf Einsetzung einer Minderheitenkommission beim Völkerbund zur Durchführung der allgemeinen Garantiepflicht des Völkerbundes gegenüber den Minderheiten zurück.

6. Der Bericht lehnt nachdrücklichst die Teilnahme der interessierten Mächte an den Verhandlungen der Dreierausschüsse des Völkerbundsrates für die Minderheitenfrage ab.

•

Der Londoner Bericht bedeutet also eine fast uneingeschränkte Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes im Minderheitenschutz des Völkerbundes. Die im Bericht gemachten Vorschläge bedeuten lediglich Abänderung einiger Formalitäten von nur geringer praktischer Bedeutung. Von entscheidender Bedeutung ist, daß der Dreierausschuß in London den Grundgedanken der Denkschrift der Reichsregierung, es bestehe eine allgemeine Garantie- und Schutzpflicht des Völkerbundes gegenüber den Minderheiten, kategorisch ablehnt und infolgedessen den Antrag in der Denkschrift der Reichsregierung auf Prüfung des Gedankens einer ständigen Minderheitenkommission zur Kontrolle der Durchführung der Minderheitenverträge uneingeschränkt zurückweist. Der Bericht schließt sich somit dem von den Regierungen der Kleinen Entente, Polen und Griechenland in ihrer übereinstimmenden Denkschrift eingenommenen Standpunkt an, nach der der bisherige Minderheitenschutz des Völkerbundes keinerlei grundlegende Aenderung erfahren dürfte. Unter diesen Umständen werden, wie bereits jetzt verlautet, die polnische und die rumänische Regierung sowie auch die übrigen Regierungen der Kleinen Entente den Londoner Bericht annehmen. Eine Zustimmung der Reichsregierung zu den Londoner Vorschlägen dürfte hingegen gänzlich ausgeschlossen sein.

Der Tagung des Völkerbundsrates in Madrid, die sich in erster Linie mit der grundsätzlichen Neuregelung der Minderheitenfrage befassen wird, muß unter diesen Umständen allgemein mit besonderem Interesse entgegengesehen werden.



Dr. Ludwig Fulda
wurde von der Confederation Internationale des Societes d'Auteurs et Compositeurs, die zurzeit in Madrid tagt, zum Präsidenten gewählt.

Keine Lösung in Paris

Schacht erholt sich in Versailles.

Paris. Nach deutscher Ansicht ist auch der Dienstag auf der Suche nach einer Lösung in der Frage der deutschen Jahreszahlungen ergebnislos verlaufen. Die außerordentliche Abspannung und Nervosität, die gleichmäßig in sämtlichen Konferenzkreisen herrscht, macht es völlig unmöglich, einen einwandfreien Ueberblick über den Stand der Verhandlungen zu gewinnen. Wichtigere Aussprachen zwischen den deutschen und den alliierten Sachverständigen fanden im Laufe des Dienstag nicht statt.

Dr. Schacht verließ Mittag Paris, um im nahegelegenen Hotel Trianonpalast bei Versailles Erholung zu suchen. Diese Tatsache hat erklärlicherweise wieder zu den unsinnigsten Gerüchten Anlaß gegeben.

Ob der Mittwoch neue Möglichkeiten der Aussprache bringen wird, läßt sich zur Stunde noch nicht übersehen. Wie bisher wurde auch heute fieberhaft in Besprechungen der Alliierten untereinander die letzten Lösungsmöglichkeiten erörtert.

Moskau enthüllt

Ein tschechisch-französisches Militärbündnis gegen den Anschluß?

Wie aus Moskau gemeldet wird, veröffentlicht das Militärblatt „Krasnaja Swesda“ nach den Verträgen zwischen Polen, Rumänien und Frankreich einen weiteren Vertrag zwischen der Tschechoslowakei und Frankreich, nach welchem erstere im Falle einer Vereinigung zwischen Deutschland und Oesterreich die Städte Wien, Linz und Salzburg besetzt. Eine Frankreich verbündete Macht soll dann Klagenfurt besetzen. Die Oberleitung dieser Aktionen soll in die Hände des französischen Generalstabes gelegt werden.

Labours Vormarsch!

Die Augen der europäischen Arbeiterbewegung sind in den letzten Wochen auf England gerichtet, wo die Entscheidung fällt, ob weiter die konservative Reaktion Europa beherrschen wird oder ob die Arbeiterschaft Englands die Führung übernimmt. Es ist ein heißer Wahlkampf, der eben zu Ende geht, am Donnerstag fällt die Entscheidung, es ist Wahltag und Zahltag zugleich. Darüber herrscht kein Zweifel, daß die englische Regierung Baldwin eine fürchterliche Niederlage erleben wird, es ist sicher, daß auf Konto der Konservativen der sterbende Liberalismus unter Lloyd Georges Führung eine kleine Erfrischung erfahren wird, aber Englands Bevölkerung ist auf ein Ziel gerichtet: wird Labour siegen? Es ist schwer, zu sagen, ob schon in diesem Wahlkampf die Entscheidung fallen wird, unsere englischen Genossen glauben es, sind der Ueberzeugung, daß ihnen die Zukunft gehört, daß das Schicksal des englischen Weltreichs zum zweiten Male in die Hände der Arbeiterpartei kommt. Gewiß können diese Erwartungen täuschen, wenn auch aus allen Teilen Englands einstimmig die Nachrichten einlaufen, daß es ein Siegeszug „Labours“ ist, der die breiten Massen beherrscht. Eine Mehrheit in Schottland und Wales, den Hauptgebieten der Arbeiterpartei ist totsicher, es bestehen berechtigte Hoffnungen, daß die konservativen Hochburgen genommen werden, selbst aus ländlichen, rein agrarischen Gebieten kommen überraschende Zeichen der Anteilnahme für die Arbeiterpartei. Aber Englands Arbeiterführer sind kühle Rechner und warten ab, haben sich auch jetzt schon festgelegt, daß es nur eine reine Arbeiterregierung sein kann, kein Kompromiß mit den Bürgerlichen, keine Koalitionsregierung. Und ist es nicht bezeichnend für die englische Arbeiterpartei, der man gerade in bezug auf den Sozialismus manche Wünsche zuraunen kann, daß sie es ablehnt, mit Bürgerlichen die Sache der Arbeiterklasse zu retten? Auf dem Kontinent ist es anders, da streitet man in Magdeburg gerade, ob man in der Regierung verbleiben soll oder nicht, wo es nach einjähriger Koalition feststeht, daß dadurch nur die Position des Bürgertums gestärkt worden ist, und erst die belgischen Genossen haben am Sonntag die Kosten der Zusammenarbeit mit Bürgerlichen mit dem Verlust von mehreren Mandaten bezahlen müssen.

Auch die Labour Party mußte einige 20 Mandate auf der Wahlstätte liegen lassen, als sie im Dezember 1924 die Regierung niederlegte und das Volk zur Entscheidung aufrief. Das englische Wahlsystem brachte zwar der Labour Party einige hunderttausend Stimmen mehr, aber den Konservativen eine entscheidende Mehrheit, die sie ja weidlich im Interesse der europäischen Reaktion ausnutzten. Obgleich die Arbeiterpartei im Dezember 1924 bei weitem mehr Stimmen aufbrachte als die Konservativen, erhielt sie infolge der einmandatigen Wahlkreise, wo einfache Stimmenmehrheit entscheidet, nur 164 Sitze im Parlament, während die Konservativen deren 380 erlangten. Aber in einer Reihe von Nachwahlen zeigte sich der Erfolg der Arbeiterpartei, die Konservativen verloren eine Position nach der anderen, und gerade im Verlauf des letzten Jahres konnte Labour allein 13 Mandate an sich bringen. Es ist schwer, die englische Arbeiterbewegung mit dem Maß europäisch kontinentaler Auffassung zu messen, und darum verweisen wir ausdrücklich auf den Sonderartikel in der heutigen Nummer des „Volkswille“, der sich mit dem „Antlitz der Labour Party“ befaßt und mit dem Sinn der englischen Arbeiterbewegung, ihrem Ziel und Verhältnis zum Sozialismus. Inzwischen haben Englands Frauen das Wahlrecht erweitert erhalten, es wählen 13 280 982 Männer und 14 791 813 Frauen, die insgesamt 615 Abgeordnete wählen. Die Labour Party hat in 570 Wahlbezirken ihre Kandidaten aufgestellt und man muß begreifen, daß zur absoluten Mehrheit 308 Mandate gehören, während um die 615 Sitze im Parlament nicht weniger als 1 800 Kandidaten kämpfen. Und nun steht den beiden bürgerlichen Parteien, den Konservativen und Liberalen die gesamte Presse und vor allem unbegrenzte Geldmittel zur Verfügung, während die Arbeiterpartei nur ein einziges Tageblatt, den „Daily Herald“ und einige Wochenblätter besitzt und in der Wahlhilfe ausschließlich auf den guten Willen der Arbeiter selbst angewiesen ist.

Mit vollem Recht konnte in den letzten Tagen Genosse Ramsay Macdonald, der unbestrittene Führer der englischen Arbeiterpartei, den Wahlkampf als eine Schlacht zwischen „Geld und Geist“ bezeichnen. Bezüglich der Geldmittel ist



Eine irische Gesandtschaft in Berlin

Der Irische Freistaat errichtet in Berlin eine Gesandtschaft, die mit Professor Binchy besetzt wird.

---

dies im englischen Wahlsystem eine eigene Sache, kein Kandidat darf von sich aus mehr als 1500 Sterling verbrauchen und was er darüber benötigt, kann er sich von Freunden schenken lassen. Denn zufällig ist in dem Land der ungeschriebenen Verfassung und wohl der praktisch am deutlichsten zum Ausdruck kommenden Demokratie, das Wahlrecht das reformbedürftigste in Europa. Aber Labour hat freiwillige Helfer, die Ueberzeugung ihrer Anhänger, hat den Geist der Massen. Gewiß ist die Stimmung verständlich, die Arbeiterpartei war in der Opposition und konnte jeden Fehltritt der konservativen Regierung bloßstellen. Aber gerade der europäischen Arbeiterklasse muß die Bedeutung klar werden, denn es war die konservative Baldwin-Regierung, die das Washingtoner Abkommen abändern will, die die achtstündige Arbeitszeit beseitigen will und dahin selbst schon bei den internationalen Arbeiterkonferenzen in Genf den Vorstoß unternommen hat. Und es ist nicht zu leugnen, daß, seitdem die Konservativen regieren, sie sehr oft den Faschismus unterstützt haben, war doch Chamberlain oft Gast Mussolinis, als Außenminister der Förderer des Kurses um Poincaree, also die Träger der europäischen Reaktion gruppierten sich um den Kreis Baldwin und von hieraus ging auch der Kurs auf Beseitigung der heutigen Sowjetherrschaft. Diese Tatsachen müssen den Arbeitern Europas zu denken geben, daß der Sieg einer bürgerlichen Gruppe in England Frieden und Freiheit der Arbeiterbewegung Europas gefährdet.

Wir verweisen nochmals auf den obenbezeichneten Artikel über die Tendenzen der englischen Arbeiterbewegung und dann werden es auch die Arbeiter verstehen, welches gewaltige Ringen am Donnerstag seinen Abschluß finden soll. Gewiß ist der Sieg Labours in der heutigen kapitalistischen Wirtschaftswelt noch keine Entscheidung zwischen Sozialismus und Kapitalismus. Aber wie England das klassische Land der kapitalistischen Entwicklung ist, welches Erbe in der Kriegszeit von Amerika übernommen wurde, so möge England unter Labours Führung auch das Land des aufsteigenden Sozialismus sei! In England, London, befindet sich das Grab von Karl Marx, dort hat er sein Lebenswerk, das Kapital, vollendet, vielleicht wird Englands Arbeiterpartei auch das große sozialistische Aufbauwerk mit einer Arbeiterregierung beginnen. Und darum schlagen alle Pulse der Arbeiterbewegung und wünschen den Sieg der englischen Arbeiterpartei. Die angeführten Zahlen haben die Schwere des Kampfes aufgezeigt, kommt der Sieg vielleicht auch nicht schon dieses Mal, aber Labour ist auf dem Vormarsch, früher oder später wird Labour siegen, wird Träger des englischen Weltreichs sein! —ll.

Botschaft Ramsey Macdonalds

„Der Sieg wird unser sein!"

London. Der Führer der britischen Arbeiterpartei, Macdonald, hat an alle Kandidaten eine Botschaft gerichtet, in welcher es u. a. heißt:

„Das Ende eines historischen Kampfes ist in Sicht. Unser Feldzug verläuft mit unwiderstehlichem Elan. Noch einige wenige Tage solcher loyaler und begeisterter Arbeit, und unsere Anstrengungen werden durch einen entscheidenden Sieg der Arbeiterpartei gekrönt sein. Die Entscheidung, die die Nation zu treffen hat, liegt klar und einfach: Soll die konservative Herrschaft fortdauern oder nicht? Die Arbeiter wissen, was eine konservative Herrschaft zu bedeuten hat. Sie wissen ebenfalls, daß der einzige Weg zu ihrer Beseitigung in der Wahl einer Arbeiterregierung liegt. Spart von nun an keine Anstrengung. Arbeitet für den Sieg der Arbeiterschaft; arbeitet, wie ihr niemals zuvor gearbeitet habt, und der Sieg wird unser sein!"

In einer Rede in seinem Wahlkreis Colney Valley erklärte der ehemalige Schatzkanzler der Arbeiterregierung, Philipp Snowden, daß jede Stimme, die einem liberalen Kandidaten gegeben wird, in Wirklichkeit eine Stimme für die Konservative Partei darstelle.

Ein Pazifist kann kein Vollamerikaner sein

Das amerikanische Oberbundesgericht verweigert einer Pazifistin die Einbürgerung.

Neuyork. Das Oberbundesgericht hat der Ungarin Rosika Schwimmer die Zustellung der Einbürgerungspapiere verweigert. In der Begründung wird gesagt, Frau Schwimmer sei unwürdig, Amerikanerin zu werden, da sie Pazifistin sei und die Weigerung ausgesprochen habe, im Kriegsfalle zur Waffe zu greifen. Jeder Amerikaner sei jedoch verpflichtet, gegen Feinde des Landes mit der Waffe zu kämpfen, wenn dies notwendig sein sollte. Der Friede und das Glück Amerikas würden nicht lange anhalten, wenn viele so dächten wie Frau Schwimmer.

Amnestie in Bulgarien

Auch Radoslawoff amnestiert.

Sofia. Der Ministerrat genehmigte den Vorschlag des Justizministers, eine großzügige Amnestie, die nahezu sämtliche auf Grund des Gesetzes zum Schutze des Staates während der Bürgerkriege 1923 bis 1925 Verurteilten umfaßt und die völlige Begnadigung des in Berlin lebenden ehemaligen Ministerpräsidenten Radoslawoff und seines Ministers Tantscheff ausspricht, die wegen Verletzung der Verfassung Vaterlandsverrat, Schädigung des Vaterlandes zur Erlangung persönlicher Vorteile im Laufe des Weltkrieges, verurteilt worden waren. Radoslawoff hatte sich nach der Revolution der Strafe durch Flucht nach Deutschland entzogen.

Der Gesamtentwurf dürfte sowohl wegen der Amnestie der Aufständischen als auch wegen der Begnadigung Radoslawoff eine lebhafte Aussprache hervorrufen.

Gorki — Mitglied des Zentralvollzugsausschusses der Sowjetunion

Wie aus Moskau gemeldet wird, fand am Dienstag die Schlußsitzung der Sowjettagung statt. Nach Beendigung der Aussprache über den fünfjährigen Wirtschaftsplan wurden die Mitglieder des Zentralvollzugsausschusses der Sowjetunion gewählt, darunter Rykow, Woroschilow und Kalinin. Auf Vorschlag Kalinins wurde auch Maxim Gorki in den Zentralvollzugsausschuß gewählt.

Stürmische Parlamentssitzung in Mexiko

Neuyork. Die Abgeordnetenkammer in Mexiko schloß nach einer sehr stürmischen Sitzung 52 Abgeordnete wegen ihrer Verbindung mit der letzten Revolution aus. Es wurde außerdem beschlossen, eine außerordentliche Kammersitzung einzuberufen, um Strafmaßnahmen gegen die Aufständischen zu ergreifen.

Wieder ein Saisonkönig

Nadir Khan ruft sich zum König von Afghanistan aus.

Kairo. Wie aus Teheran gemeldet wird, hat sich Nadir Khan zum König von Afghanistan ausrufen lassen. In einem Manifest erklärt er, daß er nach der Abreise des Königs Aman Ullah die oberste Regierungsgewalt übernommen habe. Er ruft in dem Manifest die Bevölkerung auf, die Waffen niederzulegen und sich wieder friedlicher Beschäftigung zu widmen.

Starke Kursrückgänge an der Neuyorker Börse

Berlin. Angesichts der Diskonterhöhungsbefürchtungen und der angespannten allgemeinen Kreditverhältnisse, die ein weiteres Ansteigen der Zinssätze erwarten lassen, setzte die Neuyorker Börse in durchweg schwächerer Haltung ein. Die schwache Veranlagung des Weizenmarktes trug ebenfalls zur Verstimmung bei, so daß bald ein allgemeiner Kurssturz eintrat, der durch Mehrabgabe der Spekulation noch verstärkt wurde. Vorübergehend traten Kursabschläge bis zu 12 Dollar ein. Obgleich der Satz für tägliches Geld später auf 6 Prozent herabgesetzt wurde.

Vertrauensvotum für die Parteileitung

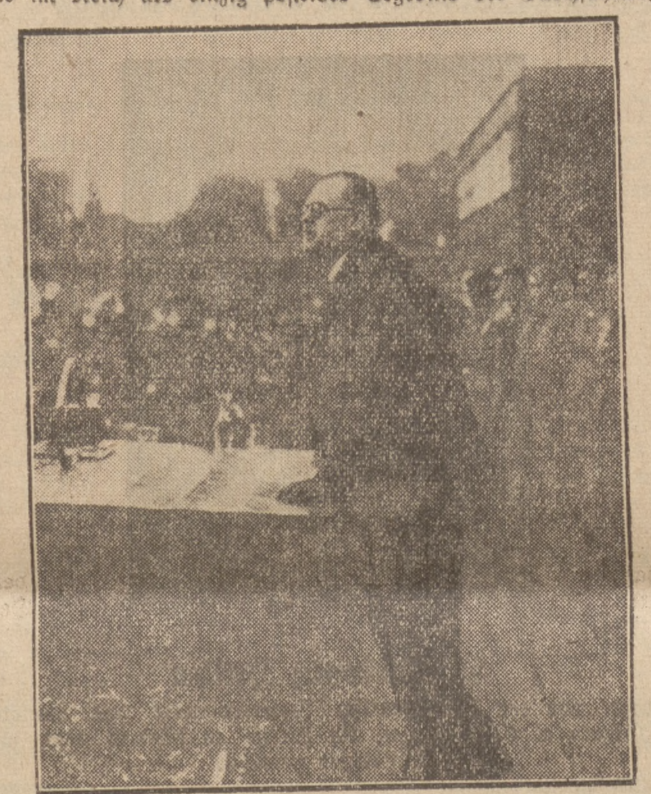
Keine Panzerkreuzerdebatte — Das Wehrprogramm angenommen — Der Reichskanzler über die Koalition

Magdeburg. Im weiteren Verlauf der Aussprache stellte Abg. Dr. Rosenfeld fest, daß sich die Partei grundsätzlich einig sei. Unmöglich könne man den sozialdemokratischen Ministern das Recht zugestehen, im Gegensatz zur Fraktion zu stimmen. Die Minister müßten im Sinne der Partei arbeiten. In diesem Geiste habe das Glückwunschtelegramm Hermann Müllers an Hindenburg zur Geburt von dessen Enkel nicht gelegen. Wir wünschen, daß die Partei so schnell wie möglich ihre Freiheit wiedererlangt.

Reichskanzler Müller spricht

Im Verlauf der Aussprache über den Bericht des Parteivorstandes auf dem sozialdemokratischen Parteitag ergriff Reichskanzler Müller das Wort. Er erklärte u. a.: Das Maß von Kritik, das hier geübt worden ist, würde ich dann verstehen, wenn man gezwungen gewesen wäre, festzustellen, daß die Partei während des Jahres ihrer Regierungstätigkeit Mitglieder verloren hat. Ich hoffe, daß der Magdeburger Parteitag den realen Sinn für das in der gegenwärtigen Gesellschaft mögliche erhält. Eckstein hat gesagt, wir sind nicht für den Staat, sondern nur für die Arbeiterklasse verantwortlich. Das schlägt allem ins Gesicht, was wir seit zehn Jahren getan haben und was unsere großen Vorkämpfer gewünscht haben. Die Wähler hätten eine Abstinenz-Politik der Partei nicht verstanden und wären mit Recht von uns weggegangen. Was ist im Augenblick die Konsequenz dieser Ueberkritik? Es ist der Wunsch nach den alten guten Verhältnissen. Die Kritiker mögen hingehen und das Stahlhelmvolksbegehren unterzeichnen, um wieder den Obrigkeitsstaat zu schaffen, damit wir an der Kritik groß werden. Wir sind viel zu gute Sozialisten, um Freude an der Koalitionspolitik zu haben.

Stelling-Berlin erklärte: Wenn unsere Koalitionspolitik im Reich als einzig positives Ergebnis die Durchführung



Reichskanzler Hermann Müller
spricht im Ehrenhof der Stadthalle zu den Massen.

der Metallarbeiteraussperrung und die Tätigkeit Severing als Schlichter hätte, würde das hundert Fehlschläge aufwiegen.

Künstler-Berlin ist der Meinung, daß sich die Machtverhältnisse der gegenwärtigen Koalition zum Schaden der Partei auswirkten und daß die Partei aus der Regierung ausscheiden müsse.

Die Abstimmung auf dem Parteitag

Magdeburg. Nach Schluß der Aussprache über den Bericht des Parteivorstandes wurde der Antrag, über die Anträge zur

Panzerkreuzerfrage bis zur Koalitionsfrage

zur Tagesordnung überzugehen, in namentlicher Abstimmung mit 256 gegen 138 Stimmen angenommen. Auch im übrigen wurden die vorliegenden Anträge gemäß den Vorschlägen des Vorstandes erledigt, d. h. größtenteils abgelehnt.

Der Bericht der Wehrprogramm-Kommission

Magdeburg. In der Nachmittagssitzung begann der Parteitag die Beratung des Berichts der Wehrprogrammkommission, zu dem bekanntlich mehr als 50 Anträge vorliegen, u. a. ein neuer Antrag, der in dem Bestreben, ein Höchstmaß der schon unter den bestehenden politischen Verhältnissen zu erreichen, die Neutralisierung Deutschlands fordert. In diesem Bericht erklärte Abg. Dittmann, es handele sich nicht um ein Wehrprogramm, sondern um Richtlinien zur Tagespolitik für die nächsten Jahre, nicht für die Ewigkeit. Der Kern der Richtlinien sei umrahmt von der Stellungnahme der Partei zu den Fragen der Friedensgerichtsbarkeit.

Noch in der letzten Sitzung vor dem Parteitag hat der Parteivorstand erklärt, daß er den Parteitag in voller Freiheit entscheiden lassen wolle. Zu den am meisten angefochteten Anträgen sind Aenderungen vorgenommen worden. Es wird vorgeschlagen, im übrigen durch Annahme des Entwurfes alle Anträge für erledigt zu erklären. Der Redner verbreitete sich dann in einem geschichtlichen Rückblick über die Stellung der Partei zur Wehrfrage. Wenn behauptet worden sei, es sei früher eine sozialdemokratische Parole gewesen: Für das Heer im kapitalistischen System keinen Groschen! so steht das mit den Tatsachen im Widerspruch. Auch im kapitalistischen Wirtschaftssystem war die Sozialdemokratie der Vorkriegszeit bereit, die Wehrausgaben zu bewilligen, wenn an die Stelle des ständigen Heeres ein Volksheer gesetzt worden wäre. Auch in den Erläuterungen zum Erfurter Programm ist diese Stellung festgelegt. Das Heidelberger Programm setzt eine Wehrmacht selbstverständlich voraus. Man mute der Partei einen Radikalismus zu, den sie nie geübt hat.

*

Der Abgeordnete Levy erklärte, die Kernfrage sei, ob das Proletariat an dem Gesetz des wirkenden Klassenkampfes vorübergehen könne, ohne daß es nicht gerade in Kriegszeiten seinen Kampf für die Freiheit der Masse lebendig machen müsse unter dem Banner der Revolution. Nach seiner Ueberzeugung müsse die proletarische Klasse gerüstet mit aller sozialen Erkenntnis im Kriegsfalle bewußt und klar zu Ende führen, was die französischen Revolutionäre von 1795 nur unbewußt begonnen haben.

Koch-Hamburg betonte, er lehne aus grundsätzlichen und praktischen Erwägungen alle deutschen Rüstungen ab.

Häbler-Karlsruhe sagte, die große Gefahr des Entwurfs liege darin, daß die Partei programmatisch auf den Gedanken der Wehrhaftmachungi der deutschen Republik festgelegt werde.

Künstler-Berlin bezeichnete einzelne Bestimmungen des Entwurfs als unannehmbar. Er beantragte für Berlin die Zurückverweisung des Entwurfs an die Programmkommission.

Zeppelin-Auftrag durch die amerikanische Marine

Berlin. Die Goodyear Zeppelin-Corporation, die Tochtergesellschaft der 1921 durch Dillon, Read u. Co. reorganisierten Goodyear Tire u. Rubber Co. erhielt einen Auftrag für den (in Amerika ausführenden) Bau von zwei Zeppelinen in Länge von je 235 Meter für die amerikanische Marine. Zwecks Vorbereitung für einen Transozeandienst führt die Gesellschaft ständig Ueberlandflüge in Amerika aus.



172½ Stunden in der Luft!

Der amerikanische Pilot Kelly, der zusammen mit seinem Landsmann Robbins mit einer ununterbrochenen Flugzeit von 172 Stunden 32 Minuten einen neuen Dauerflug-Weltrekord aufgestellt hat.

Polnisch-Schlesien

Der Heilige von Korpilowka

Die Sorte derer, die nicht alle werden, ist bei uns im Lande recht zahlreich, wenn nicht gar in der Mehrzahl. Eine Statistik hierüber ist zwar noch nicht geschrieben worden, doch das kommt vielleicht noch. Irgend einer unserer vielen Professoren wird sich schon einmal dieser Aufgabe unterziehen, denn sie ist nämlich sehr dankbar, wenn auch etwas schwierig. Aber es muß ja nicht ein ganz gewöhnlicher Professor sein, der an sie herangeht. Wir haben ja die Sanacja. Und ihre Professoren sind eminent tüchtige Kerle. So einer wirds schon schaffen und dadurch Ehre und Ruhm einheimsen, denn auf die Statistik warten nicht nur wir allein.

Kehren wir aber zu unserem Ausgangspunkt zurück. Bei soviel menschlicher Dummheit ist es nur selbstverständlich, daß es auch derjenigen gibt, die auf sie spekulieren. Es sind nicht wenige, die das tun, und ihr Weizen gedeiht sehr üppig. Nicht so sehr hier in Oberschlesien, dafür umso besser in jenen Landesteilen Polens, wo noch der Klerus uneingeschränkt sein Szepter schwingt; nehmen wir nur Wolhynien oder Polesien. Ueberhaupt das letztere scheint eine besondere Anziehungskraft auszuüben auf die Spekulanten der menschlichen Dummheit. Kommt vielleicht daher, weil die Polesianer gar zu einfältige Menschen sind. Bei ihnen gedeihen am gesündesten, man wird es wohl ohne weiteres verstehen, die Wundermacher und Heiligen. Mit denen ist Polesien überreichlich gesegnet. Aber das will nichts besagen. Sie alle werden hoch geachtet, machen vortreffliche Geschäfte, denn die Polesianer sind nicht geizig, wenn es ums Wundermachen geht. Was für Wunder da zusammengezaubert werden, darüber wissen wir leider herzlich wenig, aber das tut schließlich nichts zur Sache.

Wohl der berühmteste und gerissenste unter dieser Gilde der wackeren Wundermacher und Heiligen ist der „Swienty“ von Korpilowka. Ein derber gesunder Bursche von 30 Jahren. Dieser Mann ist auf eine spaßige Weise zu seiner Heiligkeit gekommen.

Sonst ein fauler, träger Bursche, bummelte er tagelang in den Dorfstraßen von Korpilowka herum, oder lag irgendwo besoffen in einem Graben. Dieser wenig löbliche Lebenswandel paßte seinem Erzeuger nicht und so schmiß er den ungeratenen Sohn kurzerhand hinaus. Eine geraume Weile trieb sich der Bursche in Polesien herum und muß, alle Anzeichen sprachen dafür, nicht ohne Erfolg bei den Wundermachern in der Lehre gewesen sein. Eines Tages nämlich schrieb er seinem zürnenden Vater ein Pismo, in dem er ihn zu wissen gab, daß ihn Gott für seinen schlechten Lebenswandel fürchterlich gestraft, denn er habe ihm die Sprache genommen. Aber, schrieb das Söhnchen weiter, im Traum sei ihm ein Heiliger erschienen und habe ihm bedeutet, unverzüglich nach Korpilowka zurückzukehren, dort in einem Tümpel zu baden und da werde er wieder die Sprache erlangen. Und wie nun einmal Väter sind, der vom lieben Gott so schwer Heimgesuchte kehrte zurück und wurde gerührt an des Vaters Brust gedrückt. Dann gings aber zum Dorftümpel. Alles was Beine im Dorfe hatte, lief mit, denn die merkwürdige Mär von dem Heimgekehrten war schon in aller Munde, und jeder wollte gern Augenzeuge des kommenden Wunders sein. Na ja, das Wunder kam auch bald. Der Bursche babelte zuerst so allerhand Zeug vor sich, wie das gewöhnlich Stummen eigen ist, und dann war er mit einem mächtigen Satz im Dorftümpel drin. Hochauf spritzte das Wasser, die Wellen gingen hin und her, wenn man überhaupt von Wellen in einem Dorftümpel sprechen darf, und wiederum mit einem mächtigen Satz war unser Freund heraus. Und „Cud über Cud“, mit gewaltiger Stimme fing er jetzt an die große Gnade Gottes zu preisen, die ihm zuteil wurde. Die Korpilowkianer vergaßen vor Staunen das Maul zuzumachen.

Von diesem Tage an hatte Korpilowka einen Heiligen, einen großen Heiligen und Wundertäter. Von weit und breit störmten und strömen sie, die nicht alle werden, kolonnenweise nach Korpilowka, um den Heiligen zu sehen, und um sich von allen möglichen Krankheiten heilen zu lassen. Und der Heilige von Korpilowka heilt alles, alles mit dem dreckigen Wasser aus dem Dorftümpel. Er soll schon ein wohlhabender Mann sein, denn die Polesianer sind nicht geizig und wissen ihre Heiligen zu belohnen.

Wer uns aber die Geschichte von dem großen Heiligen nicht glaubt, der möge selbst nach Korpilowka fahren. Vergesse er aber nicht, Geld in seinen Beutel zu tun. H.

Die Arbeitsgemeinschaft erweitert

Am gestrigen Dienstag hatte sich die Arbeitsgemeinschaft mit zwei Anträgen wegen Aufnahme in ihre Reihen zu befassen. Es handelt sich um den „Chrześciański Związek Zawodowy“ und den „Centralny Związek Zawodowy“. Beide Richtungen waren längere Zeit eifrig bestrebt gegen die Arbeitsgemeinschaft Sturm zu laufen und es ist verständlich, wenn ihre Zulassung zu Verhandlungen als Außenstehende gewissen Schwierigkeiten unterworfen war. Ihre Taktik haben sie jedenfalls inzwischen geändert. Auch sie haben eingesehen, daß nur eine einheitlich geschlossene Front die Interessen der Arbeiterschaft voll würdigen kann. Von dem Gesichtswinkel hat sich die Arbeitsgemeinschaft ebenfalls leiten lassen und beiden Anträgen stattgegeben. Demnach steht jetzt ausschließlich die Federacja Pracy abseits, die angesichts des nun geschaffenen Blocks kaum noch Anspruch auf Existenz erheben darf.

Die Lohndifferenzen auf „Kopalnia Polska“ beigelegt

Die gekündigte Belegschaft von 30 Mann nahm die Kündigung an und verlangt teilweise sofortige Entlassung. Sie begründeten ihr Verhalten mit der Erklärung, in so einem Betriebe nicht mehr weiter arbeiten zu können. Somit sind die Differenzen endgültig beigelegt.

Der Kampf gegen den Schmuggel

Es vergeht kein einziger Tag in der schlesischen Wojewodschaft, daß nicht Schmuggler erwischt oder gar erschossen werden, bezw. Schmuggelware aufgedeckt oder Schmugglerprozesse geführt werden. An manchen Tagen sind es gleich mehrere Schmuggelaffären auf einmal, über welche die Presse pflichtgemäß ihren Lesern berichtet. Wir sind schon gegen solche Mitteilungen abgestumpft und doch beschleicht einen ein sonderbares Gefühl, wenn man über diese Angelegenheit nachdenkt. In die Schmuggelaffären werden gewöhnlich alle Volksschichten eingezogen. Es sind nicht nur Berufsschmuggler, die sich damit abgeben, sondern vielfach ehrbare Bürger, wie Kaufleute, Apotheker, Staatsbeamte, Privatbeamte und Arbeiter. Da liest man, daß Chauffeure oder Autobesitzer selbst unter den Sitzen bezw. in den Reservereifen Schmuggelware führten, daß die Straßenbahner irgendwo in der Elektrischen Schmuggelware versteckt haben, daß die Schaffner, Maschinisten und Heizer in den Tenderwagen unter der Kohle verborgen Schmuggelware führen, daß selbst Zollbeamte, und nicht immer die niedrigen Stufen, in Schmuggelaffären verwickelt sind. Von den tausenden kleinen Schmugglern wollen wir hier erst nicht reden, die jeden Augenblick erwischt und bestraft werden. An dem Schmuggel beteiligen sich, mit einem Wort gesagt, alle Volksschichten, und die drakonischen Strafen, die den Schmugglern auferlegt werden, können das Volk von dem Schmuggelgeschäft nicht abhalten, ja es sieht so aus, als wenn sie das Volk zum Schmuggeln nur noch reizen würden.

Schon diese Tatsache allein beweist es, daß etwas faul sein muß im Staate Dänemark. Wahrscheinlich ist die Auffassung des Volkes über den Schmuggel anders, als dies der polnische Gesetzgeber haben wollte. Nach dem Gesetz ist der Schmuggel ein Vergehen, das mit Geldstrafe bezw. mit Gefängnis bestraft wird. Ein achtbarer Bürger gibt sich für Sachen nicht her, die ihm eine gerichtliche Bestrafung bringen könnten. Das ist so die Auffassung im Volke, und doch trifft das hier, wenn es sich um das Schmuggeln handelt, nicht zu oder nicht in dem Maße, wie das die Behörden haben wollen. Das ist darauf zurückzuführen, weil die polnischen Behörden den Bogen überspannt haben. Durch unglaublich hohe Zölle sind wir wirtschaftlich von den anderen Völkern isoliert. Konsum- und Bedarfsartikel, die in der ganzen Welt für einige Groschen zu haben sind, sind bei uns entweder nicht aufzutreiben oder es sind Luxussachen, die nicht nur die Arbeiter, aber selbst besserbemittelte bürgerliche Familien nicht erstehen können. Das ist eben die Ursache des ausgebreiteten Schmuggels bei uns. Die Bürger, die da Kleinigkeiten über die Grenze bringen, wie beispielsweise Apfelsinen, Bananen, Trauben, Zigarren, oder gar ein Hemd, Socken, Hut und andere Bedarfsartikel, sehen in ihrer Handlung nichts verwerfliches und auch nichts unmoralisches. Sie sind mit ihrem Gewissen vollkommen in Ordnung, dafür aber halten sie die drakonischen Maßnahmen gegen die Einfuhr dieser Artikel für verwerflich. Gegen diese Anschauungen des Volkes anzukämpfen ist nicht ratsam, wenigstens für den Staat nicht, wenn er nicht will, die Autorität bei dem Volke ganz zu verlieren. Man mag das Schmuggeln bei uns seitens der Behörden als noch so unmoralisch hinstellen und mit doppelt so hohen Strafen belegen, aber man wird es nicht verhindern, und es wird weitergeschmuggelt. Nur der Haß des Volkes gegen solche Absperrungsmaßregeln wird noch durch die Strafen vertieft, und jedes Vertrauen zum Staate untergraben. Wir leben eben im 20. Jahrhundert und da läßt sich gegen den Willen des Volkes nicht regieren und es läßt sich nicht mehr das Volk eines Staates von den übrigen Völkern der Welt absperren. Wird es dennoch versucht, so werden solche Anordnungen umgangen und führen letzten Endes zu einem Konflikt zwischen Volk und Regierung, der sicherlich nicht im Interesse des Staates gelegen ist. Für jeden Kenner der wirtschaftlichen Verhältnisse in Polen ist es bereits klar, daß die poln. Zollbehörden dem Schmuggel nicht steuern werden.

Kommunales aus Michalkowitz

Ein Schießstand ist unbedingt nötig? — Steuerdrückeberger

Die Tagesordnung umfaßte 14 Punkte und einen Dringlichkeitsantrag. Bereits beim 1. Punkt kam es zu scharfen Auseinandersetzungen. Die Genehmigung der Richtlinien für die Sitzungen der Gemeindevertreter rief eine rege Debatte hervor. Diese Richtlinien enthalten unter anderem auch Geldstrafen von 1 bis 3 Zloty für säumige Gemeindevertreter; ferner kann durch Stimmenmehrheit jedes oppositionelle Mitglied für die Dauer eines Jahres ausgeschlossen werden, ohne daß die ausgeschlossene Fraktion einen Ersatzmann stellen darf. Ein Gemeindevertreter stellte den Antrag, die Geldstrafen eventuell absitzen zu dürfen. Der Vorsitzende erkühnte sich zu behaupten, daß diese Richtlinien bereits zu deutschen Zeiten gehandhabt worden wären. Es konnte aber das Gegenteil bewiesen werden. Zu Deutschlands Zeiten enthielten die Richtlinien auch Verhaltungsvorschriften für den Gemeindevorsteher, welche jetzt fehlen. Ist dann z. B. eine Partei, wie die Sanacja, in der Majorität, so kann immer ein mißliebiges Gemeindevertretermitglied entfernt werden, zum Nachteil seiner Wähler. Der Antrag fiel endlich mit 4 gegen 3 Stimmen durch, worauf der Gemeindevorsteher Foikis den Vorsitz an den 2. Schöffen abgab und den Saal verließ. Dieser Punkt dürfte noch einmal auf die Tagesordnung kommen, da der Vorsitzende Stimmengleichheit feststellte, im Eifer des Gefechts.

Auch bei dem Antrag auf Einführung von Wasserzins für die außerhalb des Gutsbezirks wohnenden Einwohner wurde abgelehnt. Die Wasserversorgung von Michalkowitz wird auf Kosten der Maxgrube durchgeführt, da durch den Grubenabbau die Brunnen versiegten. Die Entgegnung des Gemeindevorstandes, durch das Wassergeld einen Reservefonds von 50 000 Zloty zu schaffen, um neue Rohrleitungen zu legen, wurde abgewiesen, da die vorhandenen Rohrleitungen noch eine Lebensdauer von 30 Jahren besitzen.

Einen Schießstand für weitere Durchbildung der halbmilitärischen Vereine, benötigt Michalkowitz unbedingt, da die Maciejkowitzer Steinbrüche nicht genügend Sicherheit bieten. Für diesen Zweck wurden aus dem bereitgestellten Fonds von 30 000 Zl. 1 500 Zloty vorschußweise bewilligt.

Der Bericht der Kontrollkommission für die Monate März und April wurde entgegengenommen und darauf verschiedene Inventarabschreibungen gebilligt.

Auffallend war die hohe Summe der niederzuschlagenden Steuern in Höhe von 5000 Zloty. Dies soll eine dazu besonders gewählte Kommission eingehend prüfen. 120 Zl. Administrationskosten für die Gemeinde Baingow sind nachbewilligt worden. Der Antrag zur Aufstellung einer öffentlichen Uhr wurde für die nächste Sitzung zurückgestellt.

Alle Gemeindevertreter fahren zu der Posener Ausstellung. Der Gemeindevorstand erwartete Vorschläge für die Teilnahme an der Posenfahrt. Nach einer Unterbrechung von 10 Minuten fiel der Entscheid, daß alle Gemeindevertreter an der Reise teilnehmen. Für Deckung der Unkosten sind 1500 Zloty ausgeworfen worden, was einen Durchschnittsbetrag von 150 Zloty pro Teilnehmer ergibt.

Ein Subventionsantrag des Hauptvorstandes der Sokols in Posen konnte vorläufig nicht berücksichtigt werden, bevor sich der Hauptvorstand entscheidet, das Geld nur für Mitglieder der Michalkowitzer Sokols zu verwenden. Ein Budgetüberschuß von 32 000 Zloty vom Geschäftsjahr 1928 ist auf einzelne Positionen verteilt worden. So werden für Schlammwassergräben von den Chorzower Stickstoffwerken 22 000 Zloty ausgeworfen, von denen Chorzow 10 000 Zloty trägt. Nach Auffüllung sämtlicher Positionen verblieb noch ein Restbetrag von 8879 Zloty. Wieder tauchte der Antrag der Kommunalbeamten auf, daß den 3prozentigen Kommunalzuschlag zur Einkommensteuer die Gemeinde tragen soll. Diesmal ging der Antrag durch. Bei 600 Zloty Monatsgehalt beträgt dieser Zuschlag 21 Zloty monatlich; auch diese Kleinigkeit wird nicht gern gezahlt, wie Figura zeigt. — Wer soll denn da eigentlich Steuern zahlen?

Zum Schluß kaufte die Gemeinde ein Ausgleichsgrundstück von 75 Quadratmetern zum Preise von 375 Zloty an, um eine Straße auszurichten.

Vereine aller Art stellten den Antrag, den Sitzungssaal im Rathaus als Versammlungssaal benützen zu dürfen. Dadurch würde dieser seinen amtlichen Charakter verlieren und entschieden bald in ganz anderer Verfassung sein. Dagegen protestierte auch ein Gastwirtsvertreter. Der Antrag fiel durch. Zum Schluß sind Personalfragen erledigt worden. Dauer der Sitzung 4½ Stunden. Mit Genugtuung können wir feststellen, daß unsere Anregung die beiden an den Hauptstraßen gelegenen Kapellen instand zu setzen, prompt durchgeführt wurde, so daß diese jetzt einen ganz auffallend guten Eindruck erwecken.

Zwischenfall an der Grenze

Am Sonntag kam es am Grenzübertritt zwischen Scharlej und Roßberg zu einem Zwischenfall. Eine Gruppe junger Leute aus Deutschoberschlesien wurde als sie die Grenze überschreiten wollte, von einem Grenzbeamten angehalten, der ihnen den Grenzübertritt verweigerte. Der Grenzbeamte wurde mit dem Revolver bedroht und mit Steinen beworfen. Die Gesellschaft flüchtete darauf über die deutsche Grenze zurück.

Die Ermittelungen in diesem Fall sind von der deutschen Polizei sofort aufgenommen worden. Die Täter wurden festgestellt und verhaftet. Die näheren Einzelheiten des Zwischenfalls sind bis jetzt nicht bekannt.

Anmeldungen für die Fliegerschule

Der Hauptverband der L. O. P. P. in Warschau gibt bekannt, daß ab 1. September d. Js. in der „Mechanischen Flugschule“ in Bydgoszcz ein zweijähriger Kursus zwecks Heranbildung von geschulten Flieger-Fachkräften, abgehalten wird. Interessenten müssen eine dreijährige Praxis im Schlosser- bezw. eine vierjährige Ausbildung im Metallhandwerk nachweisen können. Entsprechende Gesuche sind an die „Direkcja Panstw. Szkoly Przemyslowy“ in Bydgoszcz, ulica Trojca 11, einzureichen und zwar bis spätestens 31. August d. Js. Den Gesuchen ist ein selbstgeschriebener Lebenslauf, eine Bescheinigung über die polnische Staatsangehörigkeit, die Geburtsurkunde, aus welcher ersichtlich ist, daß der Bewerber in den Jahren 1909, 1910 oder 1911 geboren ist, ein Lehr- und Gesellenbrief, ein ärztliches Attest, daß der Kandidat kriegsverwendungsfähig ist, ein polizeiliches Führungszeugnis, ein Genehmigungsschreiben der Eltern bezw. Pflegeeltern, sowie die genaue Adressenangabe beizufügen. Zeugnisabschriften oder irgend welche Duplikatdokumente müssen amtlich bestätigt sein. Nähere Informationen erteilt die Abteilung der L. O. P. P. beim Kattowitzer Landratsamt, Zimmer 27.

Die Strafe Gottes

In dem Karpathendörfchen Usek Gorny, im Kreise Alt-Sambor, hatte man auf Veranlassung des Gemeindevogtes die Gebeine einiger im Weltkriege gefallener Soldaten, die seinerzeit auf einem provisorischen Kriegsfriedhof beerdigt wurden, nach dem Gemeindefriedhof übertragen. In der vorigen Woche wütete in der Umgegend ein heftiges Gewitter, wobei eine Einwohnerin des erwähnten Dorfes durch Blitzschlag getötet wurde. Bald darauf verbreitete sich im Dorfe die Nachricht, daß das Gewitter eine Strafe Gottes gewesen sei, und zwar dafür, daß man nicht katholische Gebeine auf dem katholischen Friedhof beigesetzt habe. Da die ganze Schuld daran der Gemeindevogt trage, haben sich die Einwohner des Dorfes mit Gabeln, Knüppeln, Spaten und dergleichen Gegenständen bewaffnet, zusammengetan und haben von dem Vogt die Entfernung der unhei-

ligen Gebeine vom Friedhof verlangt. Als der Vogt diesen Forderungen nicht stattgab, zog die Menge auf den Friedhof, scharrte die Gebeine aus, sammelte sie in Säcke und trug sie dem Vogt auf den Hof, wo man sie ihn vor die Türe schüttete und Weisung gab, er möge sich die Knochen auf seinem Hofe begraben. Die herbeigerufene Polizei konnte sich auch nur mit der Feststellung der Tatsache begnügen. Also geschehen in Polen, im Zeitalter der modernen Aufklärung, im Jahre des Heils 1929!

Der Schlesische Sejm und die Arbeitslosen

Die wirtschaftliche Struktur der schlesischen Wojewodschaft weicht wesentlich ab von jener der übrigen polnischen Wojewodschaften. Drüben überwiegt das flache Land mit der bäuerlichen Bevölkerung und die Industrie kommt nur in den größeren Städten vor, während bei uns in Schlesien selbst in den entlegenen Dörfern des Plesser und des Rybniker Kreises die hohen Fabrikschornsteine aus der Erde schießen. Unermüdlich drehen sich hier tausende von Rädern und ununterbrochen rauchen die Fabrikschlote. Die schlesische Wojewodschaft ist eine Arbeiterwojewodschaft, da die Arbeiterschaft hier mehr als 80 Prozent der Bevölkerung ausmacht. Da ist doch selbstverständlich, daß die schlesische Wojewodschaft anders regiert werden muß als die übrigen Wojewodschaften. Von den Staatsbeamten muß viel soziales Empfinden verlangt werden.

Die Staatsbehörden müssen die Arbeitsbedingungen und überhaupt die wirtschaftlichen Verhältnisse kennen, und nicht nur allein kennen, sondern für sie auch ein Interesse bekunden. Nur kann sich die Bevölkerung allein auf das „Interesse“ und das soziale Empfinden der Behörden nicht verlassen und muß eine entsprechende Vertretung in der Landesverwaltung verlangen. Man hat das in Warschau auch anerkannt und der schlesischen Bevölkerung die Autonomierechte mit dem Schlesischen Sejm verliehen. Eine solche Lösung der Frage liegt sowohl im Interesse der schlesischen Bevölkerung als auch im Interesse des polnischen Staates selbst, weil alle großen Sorgen, die mit der Verwaltung des Landes verbunden sind, zum Teil auf den Schlesischen Sejm übergehen, der auch in der Lage ist, die Wünsche der schlesischen Bevölkerung nach Möglichkeit zu berücksichtigen. Und die Wünsche sind weitgehend, was ja schließlich aus den wirtschaftlichen Verhältnissen sich ergibt. Die schlesische Bevölkerung wurde stets durch die wirtschaftlichen Krisen hart mitgenommen, denn die schlesische Schwerindustrie ist ein Wirtschaftsbarometer im polnischen Staate. Jeder Fehlgriff im Staate zeigt sich zuerst in unserer Wojewodschaft und seine Folgen haben die Arbeiter zu spüren. Bei der Geldentwertung, die gleich nach der Uebernahme des östlichen Teiles Schlesiens durch Polen erfolgte, hat die gesamte schlesische Bevölkerung schwer gelitten und am allerärgsten die Kriegsbeschädigten, die auf ihre Hungerrenten angewiesen waren. Der Schlesische Sejm mußte hier helfen und er hat auch geholfen. Die erste Hilfe kam am 30. Januar 1923, als der Sejm durch seinen Beschluß für die Invaliden der Wojewodschaft 200 Millionen Rmk. bewilligte, die an die Invaliden zur Verteilung gelangten. Am 12. Dezember 1923 hat der Sejm einen weitern Betrag von 5 Milliarden Pmk. für die Aufstands- und Kriegsbeschädigten bewilligt und am 17. Dezember 1924 eine Million Zloty ebenfalls für diese Zwecke ausgeworfen.

Die großen Krisenjahre, insbesondere das Jahr 1925 und 1926 haben bewirkt, daß viele tausende Familienväter ohne Arbeit und Brot dastanden. Im Jahre 1926 betrug die Zahl der Arbeitslosen in der schlesischen Wojewodschaft rund 80 000, das ist ungefähr die Hälfte unserer Industriearbeiterschaft. Die übrigen Industriearbeiter wurden 3—4 Tage in der Woche beschäftigt. Die Not unter der schlesischen Arbeiterschaft war sehr groß. Da war es klar, daß der Schlesische Sejm helfen mußte. Selbstverständlich war er nicht in der Lage, die Not zu beseitigen, weil seine Kompetenzen und die Mittel, über die er verfügte, nicht so weit reichten, aber so gut es ging, hat er doch geholfen. Die größte Not trat bereits im Jahre 1925 ein und erreichte im Frühjahr 1926 ihren Höhepunkt. Um die Not zu lindern, bewilligte der Sejm im Jahre 1925 2 500 000 Zloty für die arme Bevölkerung zwecks Anschaffung von Wintervorräten. Diese Hilfsaktion wurde im Jahre 1926 fortgesetzt. Am 15. September 1926 hat der Schlesische Sejm Zusatzkredite in Höhe von 4 464 000 Zloty bewilligt. Darunter befand sich der Betrag von 2 480 000 Zloty, der als Wojewodschaftsbeihilfe bezeichnet wurde. Darunter waren 280 000 Zloty, die als direkte Aushilfe für die ganz verarmte Bevölkerung gedacht waren, und 2 200 000 Zloty waren Anschaffungsgelder für Winterkartoffeln und Hausbrandkohle für die Arbeitslosen, Invaliden und die Ortsarmen. Die Versorgung wurde auch tatsächlich durchgeführt. In demselben Gesetze waren weiter 20 000 Zloty für die durch die Ueberschwemmung hart betroffene Bevölkerung in den Kreisen Pleß und Rybnik bestimmt und 80 000 Zloty für die aus verschiedenen Gründen reduzierten Polizeibeamten. Im Jahre 1927 wurden 1 500 000 Zloty wiederum für die Kartoffelversorgung bewilligt und im Jahre 1928 ein gleicher Betrag, ebenfalls in der Höhe von 1 500 000 Zloty. Was in diesem Jahre geschehen wird, steht nicht fest, weil der Sejm aufgelöst wurde und ein neuer Sejm, der zweite, dürfte bis dahin nicht gewählt werden. Die Wojewodschaft hat keine Budgetbewilligung erhalten und dennoch wirtschaftet sie mit Steuergeldern. Gegen diesen Zustand, der nach dem Organischen Statut unzulässig ist, muß die schlesische Bevölkerung energisch protestieren.

Kattowitz und Umgebung

Janower Gemeindevertretersitzung.

Einen sehr interessanten Verlauf nahm die gestrige Gemeindevertretersitzung in Janow, welche einige sehr gewichtige Angelegenheiten in der Tagesordnung enthielt, die 5 Punkte aufwies. Sachlich ohne große Aufregung wurde Punkt für Punkt erledigt. Interessant waren vor allen Dingen die Ausführungen der Vertreter der Arbeiterschaft, welche von einer gewissen Sachkenntnis und raschen Auffassung der gegebenen Situation zeugt. Vollzählig waren die Gemeindevertreter erschienen und zwängten sich in den engen Raum der Czytelnia Ludowa zusammen, welche in der Janower Schule untergebracht ist. Darum ist es wohl sehr begreiflich, daß auch diesmal der notwendige Bau des Rathauses auf der Tagesordnung stand.

Pünktlich um 5 Uhr nachmittags eröffnete der Gemeindevorsteher Sieja die Sitzung. Der erste Punkt der Tagesordnung brachte die Vorlage der Entschädigung des Ing. Architekt Michejda aus Kattowitz für dessen Arbeiten am Rathausbau. Hierzu gab der Gemeindevorsteher bekannt, daß sich die voraussichtlichen Kosten des Rathausbaues infolge der bevorstehenden Erhöhung der Löhne im Baugewerbe auf 900 000 Zloty erhöhen dürften. Nach einer kurzen Diskussion, nach welcher in den Vertrag einige Klauseln betreffend die Bauaufsicht durch Ing. Michejda aufgenommen werden sollen, wurde der Vertrag einstimmig angenommen. Nächstfolgend kam es zu lebhaften Erörterungen in Angelegenheit des Besuchs der Allgemeinen Landesausstellung in Posen von seiten der Gemeindevertreter und des Gemeindevorstandes. Man konnte lange Zeit zu keinem endgültigen Beschluß kommen. Schließlich einigte man sich auf den Vorschlag des Gemeindeschöffen Kazimierczak, nach welchem der gesamte Gemeinderat nach Posen fahren soll. Für diesen Zweck wurden pro Person 88 Zloty bewilligt. Daraufhin erklärte Gemeindevertreter Sawisch (P. P. S.) im Namen seiner Fraktion, daß diese auf die Reise nach Posen verzichte, weil nach seinem Vorschlag es viel richtiger gewesen wäre, von jeder Fraktion einen Vertreter nach Posen zu entsenden.

Auch die Erhöhung der Löhne für die Gemeindearbeiter um 5 Prozent, wie es von seiten des Gemeindevorstandes vorgeschlagen wurde, ist lang und breit erörtert worden. Der Gemeindevertreter Sawisch machte den Vorschlag, die Löhne um 8 Prozent zu erhöhen, weil in der Schwerindustrie gleichfalls eine 8prozentige Erhöhung der Löhne erfolgte. In der Abstimmung darüber drang der Vorschlag des Gemeindevorstehers durch. Im Anschluß daran wurde der Gemeindevorsteher ermächtigt, selbständig Lohnerhöhungen vorzunehmen und zwar automatisch zu den Lohnerhöhungen in der Schwerindustrie, damit die Gemeindearbeiter nicht geschädigt werden. Die beschlossene 5proz. Lohnerhöhung ist rückwirkend bis zum 1. März d. Js.

Das Gesuch der Schulleiter um eine Entschädigung für die Schulinventaraufnahmen wurde dahin geregelt, daß für die Schulen in Janow 80 Zloty, in Gieschewald 100 Zloty und für die evangelische Schule 50 Zloty bewilligt wurden.

Hierauf gab der Gemeindevorsteher bekannt, daß der Streit mit der katholischen Kirchengemeinde in Angelegenheit der 100 000 Zloty-Anleihe erledigt worden ist, durch die Verpfändung des Pfarrgebäudes auf die Anleihe. Die deutsche Fraktion bemerkte hierzu, daß der Streitfall die katholische Kirchengemeinde 600 Zloty gekostet hat. Von seiten der Gemeindevertreter sind einige Anträge auf Verkehrsregelungen eingebracht worden. Durch den Gemeindevertreter Sawisch wurde der Gemeindevorsteher gebeten, die Pachtangelegenheit des Teiches an den Janower Planten zu untersuchen. Dieser Teich ist vom Pächter dem Aufständischen-Verband zur Verfügung gestellt worden, welcher dortselbst große Geschäfte macht, indem er Gondelpartien für 60 Groschen pro Person durchführt. Nun befindet sich an diesem Teiche keine Sicherheitsmaßnahme, wodurch leicht ein Unglück geschehen kann, wofür andererseits niemand die Verantwortung wird tragen wollen. Dieser Antrag wurde vom Gemeindevorsteher akzeptiert und die Untersuchung dieser heiklen Angelegenheit zugesagt. Nach 1½stündiger Dauer wurde die Sitzung gegen ½7 Uhr abends geschlossen.

Fundgegenstände, die versteigert werden sollen.

Beim Kattowitzer Fundbüro, welches sich jetzt in der Szkola Szafranka (frühere Rütgerschule) befindet, sind seit reichlich langer Zeit verschiedene Fundgegenstände aufbewahrt, welche von den rechtmäßigen Eigentümern innerhalb sechs Wochen abgeholt werden müssen. Nach Verstreichen dieser Frist will man an die Versteigerung der Sachen bezw. Gegenstände herangehen. Es handelt sich um folgende Fundsachen: 1 Trauring, 1 anderer Ring, 1 Eisenbahnermantel mit Mütze, 3 Flaschen Wein, 2 Flaschen Likör, 3 Fahrrad-Gummischläuche, 1 Läufer, 5 Damenuhren, Herrenuhren mit und ohne Kette, Damenstrümpfe, 1 Autokurbel, 1 Schlitten, 1 Manometer, 6 Stücke Metall, 1 Tuch, sowie 1 weiteres seidenes Tuch, 1 Damenschirm, 1 Brosche mit Kette, 4 Rollen Zwirn, 1 größeres Stück Leder, 4 Kilo Farbe. Der Versteigerungstermin für die angeführten Fundstücke, welche trotz mehrfacher Aufforderung nicht zur Abholung gelangten, ist auf Dienstag, den 2. Juli festgesetzt worden und zwar für vormittags 9 Uhr (Szkola Szafranka). Den Erlös hat man für Zwecke der Armen vorgesehen. Demnach erfolgt die Ueberweisung an die städtische Armenkasse.

Ueberschwemmungen in Kattowitz. Infolge der gestrigen starken Regengüsse hatten sich an mehreren Stellen im Bereich der Altstadt Kattowitz größere Wassermengen angestaut, so u. a. auf der ul. Mikolowska an der Eisenbahnunterführung. Durch den starken Wasserzufluß aus dem südlich höher gelegenen Stadtteil wurden die eisernen Gullys herausgehoben, wodurch das Wasser immer mehr zunahm. Der Tiefstand an dre genannten Stelle betrug in den Nachmittagsstunden fast ½ Meter, so daß Polizeistreifen das Gelände absperren mußten. Die Umleitung des Räderverkehrs erfolgte über die ulica Andrzeja.

Die gefälschte Wochenkarte. Billige Vergnügungsfahrten nach Kattowitz wollte der Schlosserlehrling Viktor G. unternehmen, der in der Nähe von Sosnowitz wohnhaft ist. Durch irgend einen Zufall gelangte er in den Besitz einer Wochenfahrkarte, welche natürlich längst nicht mehr gültig, jedoch für die Strecke Myslowitz—Zawodzie vorgesehen war. Der findige Bursche ersetzte die alten Wochennummern durch neue und nahm zudem eine Namensänderung vor. Viel Glück hatte er allerdings mit dieser gefälschten Fahrkarte nicht, denn schon auf der ersten Sonntagsfahrt erreichte ihn sein Verhängnis. Ein kontrollierender Eisenbahnbeamter nahm dem G. die Fahrkarte ab und erstattete gegen den Fälscher Anzeige. Am Dienstag stand der jugendliche Sünder vor dem Kattowitzer Gericht. Er gab bei der Vernehmung zwar zu, die Namensänderung vorgenommen zu haben, behauptete aber im übrigen, daß er die gefälschte Fahrkarte gefunden hätte. Das Gericht sah Fahrkartenfälschung als vorliegend an und verurteilte den Schlosserstift zu 3 Monaten Gefängnis. Mit Rücksicht auf die bisherige Unbescholtenheit und das jugendliche Alter wurde eine Bewährungsfrist für die Zeitdauer von drei Jahren gewährt.

Eichenau. (Vom Konsumverein.) Anläßlich des Propagandatages für die Genossenschaften veranstalten der Konsum-Verein „Robotnik“ am Sonnabend, den 1. Juni, abends 7 Uhr, im Saale des Herrn Achtelik ein Tanzvergnügen, und am Sonntag, den 2. Juni, nachmittags 3 Uhr, im Garten des Dom Zwionzkowy ein Gartenkonzert mit Belustigungen für Jung und Alt. Wir bitten hierdurch alle Genossen und Genossinnen an diesen Veranstaltungen regen Anteil zu nehmen.

Königshütte und Umgebung

Wann wird gebaut.

Nicht jede Stadt hat wohl derartig umfangreiche Baupläne und Projekte aufgestellt, wie gerade Königshütte. Für ihre Ausführung finden sich im Budget für das laufende Jahr ungeheure Summen verzeichnet, die selbstverständlich bewilligt und demgemäß für den Bau, also die Verwirklichung der Pläne zu verwenden sind. Gewiß muß zugegeben werden, daß alle die Einrichtungen, die entstehen sollten, auch notwendig sind, denn niemand wird sich finden, der behaupten wollte, die Stadt benötige keine Wohnbauten; sie sind wohl hauptsächlich in Königshütte ein Bedürfnis, wie kaum irgendwo das zu befriedigen nicht mehr auf die lange Bank geschoben werden kann. Genau so wenig läßt sich bezüglich der Badeanstalt streiten, die einen kulturellen Fortschritt bedeuten sollte. Bleibt also noch das zu bauende Volkshaus, dessen Plan bereits seit Jahren vorliegt ohne daß bis dato ein Spatenstich daran getan wurde. Ja in letzter Zeit scheint es beinahe, als wenn man darauf schon vergessen hätte, nachdem überhaupt nichts mehr darüber zu hören ist. Hinsichtlich der Badeanstalt haben wir erst kürzlich die Lauheit des Magistrats kritisch beleuchtet. Heute ruht noch die ganze Geschichte, wobei jedenfalls ganz sicher ist, daß dieses Jahr mit dem Baden nichts mehr ist. Es wird viel heißen, wenn überhaupt vor Jahresschluß die Inangriffnahme der ersten Arbeiten erfolgt. Noch spielt hierbei der Bauplatz eine sehr heikle Frage, deren Lösung noch abgewartet werden muß. Erfreulicherweise läßt sich dieses Hindernis weder beim Volkshaus noch beim Wohnblockhaus finden. Für beide Bauten ist Gelände vorhanden, ohne indessen einen Anfang der Bautätigkeit feststellen zu können. Womit entschuldigt der Magistrat diese Verzögerung? Die Zeit ist augenblicklich günstig und muß unbedingt ausgenutzt werden, sofern die Pläne tatsächlich ernst gemeint sind, woran berechtigte Zweifel gehegt werden, wenn die Nachlässigkeit weiter anhält. Aufgabe der Stadtverordneten wird es sein bei nächster Gelegenheit den Magistrat zu interpellieren, um der Oeffentlichkeit Aufschluß zu geben, wieweit die Objekte bis dahin gediehen sind.

Sie hat schließlich ein Recht, und alle Ursache dazu, nachdem sie bei all den vielen Versprechungen keine Taten sieht.

Ein starkes Hagelwetter. Eine äußerst unangenehme Schwüle herrschte den ganzen gestrigen Vormittag, die ein heraufziehendes Gewitter vornweg ahnen ließ. Um die Mittagsstunden ballten sich dann ganz drohende Wolken zusammen und gegen 2 Uhr entluden diese einen Hagel, wie er nur selten vorkommt. In ziemlich beträchtlicher Stärke dauerte er eine zeitlang an und ging schließlich in einen warmen Regen über. Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, hat der Hagelschlag den stärkeren Pflanzen glücklicherweise keinen größeren Schaden gebracht, dagegen dürfte den zarteren recht übel mitgespielt worden sein.

Siemianowitz

Frühlingsfest. Die „Freien Sänger“ in Siemianowitz veranstalten am Sonnabend, den 1. Juni, abends 8 Uhr, in den Räumen der Frau Geisler, in Byttkow, ein „Frühlingsfest im Fliederbusch“. Freunde und Gönner des Vereins sind herzlichst eingeladen. Einladungen sind bei den Mitgliedern zu haben. Ohne Einladung kein Zutritt.

Eine seltene Sachbeschädigung. Ein Fleischer in Siemianowitz bot in dem Restaurant „Zwei Linden“ Flakki zum Kauf an, welche aber dem Restaurateur zu teuer waren. In der Wut schleuderte der Fleischer die Flacki gegen die neugemalten Wände des Restaurants. Die Rechnung für die Renovierung dürfte nicht zu niedrig ausfallen, da der wütende Fleischer die Flakki so lange gegen die Wände schlug, bis sie vollständig zerfielen. —

Schwer verunglückt ist auf Grenzschacht bei Siemianowitz der Wagenstößer Simon Buballa. Er erlitt eine Kopfquetschung mit Gehirnerschütterung und wurde ins Knappschaftslazarett geschafft.

Einstellung eines Seilfahrtschachtes. Das Bergrevieramt untersuchte die Zustände auf der Richterschachtanlage und stellte die Seilfahrt auf Richterschacht II ein. Sämtliche Reserveschalen wurden eingebaut und die betriebsunsicheren Defekten zur Reparatur nach Eintrachthütte gesandt. Hoffentlich zieht das?

Myslowitz

Industrieanfänge in Myslowitz.

Wann die Industrialisierung der Stadt Myslowitz einsetzte, finden wir genaue Daten in den Stadtarchiven. Das auffallende an der ganzen Sache ist die Tatsache, daß bis zum Jahre 1820 von irgend einer Kohlenproduktion in Myslowitz und in der Umgebung keine Rede ist. Die erste Grube in Myslowitz, die „Gute Amalie“ wurde im Jahre 1824 in Betrieb gesetzt. Ihr folgte die zweite Grube, die „Gute Erwartung“. Im Jahre 1825 hat Arnold Lüschewitz aus Breslau die Zinkhütte „Amalie“ erbaut, die 29 Arbeiter beschäftigte. Die Jahresproduktion der Zinkhütte betrug 4000 Zentner und ihr Wert 22 000 Taler (66 000 Mark). In dieser Zeit wurden häufig auf den Feldern zwischen Myslowitz und Janow große Blöcke Eisenerze angetroffen, meistens in einer Tiefe zwischen 5—12 Meter. Im Jahre 1829 wurden eine Reihe von neun Gruben erbaut, lauter primitive Kohlenschächte, die mit der Zeit alle ersäuft wurden. Es waren das die Gruben: „Sonnenstrahl“, „Bergthalt“, „Danzig“, „Neu-Danzig“, „Benedikt Thugutt“, „Siemenswunsch“, „Feldsegen“ und „Guter Wilhelm“. Die Kohle, die da gefördert wurde, war recht minderwertig gewesen. Man verkaufte einen Scheffel zu 3 bis 4 Silbergroschen. Von allen diesen Gruben haben sich nicht einmal die Namen bis heute erhalten können.

Im Jahre 1836 hat der Dominiumbesitzer Miroschewski ein Puddel- und Walzwerk, die „Sophienhütte“, neben dem alten jüdischen Friedhofe erbaut. Von diesem Hüttenwerk sind noch heute die Halden übriggeblieben, die hinter dem Schloßpark lagern. Die „Sophienhütte“ produzierte Eisenstäbe und Schienen. Ihre Jahresproduktion betrug 44 000 Zentner und ein Zentner wurde für den Preis von 4 Talern abgesetzt. Im Jahre 1839 wurde in dem benachbarten Orte Niwka (Kongreßpolen) ein großes Eisenwerk erbaut, daß der Sophienhütte eine groze Konkurrenz bereitete. Gegen 50 Arbeiter aus Myslowitz haben in Niwka in dem dortigen Eisenwerk Arbeit gefunden. Die „Sophienhütte“ beschäftigte gegen 40 Arbeiter. Wie wenig die reichen Kohlenlager auf den Feldern um Myslowitz herum eingeschätzt wurden, beweist der Umstand, daß der Gutsbesitzer in Myslowitz, Mieroschewski, seine große Besitzung in Myslowitz, Slupna, Brzenzkowitz und Brzezinka im Jahre 1839 an den deutschen Magnaten Winkler für den Preis von 100 000 Taler (300 000 Mark) verkauft hat. Winkler, der eine Frau von Thiele heiratete und seinen Namen mit Thiele „ergänzte“, kam für einen Spottpreis zu einem Riesenvermögen. Das sind also die ersten Anfänge der Industrialisierung von Myslowitz gewesen.

Der Hochbetrieb in den Ziegeleien.

Auf der Myslowitzgrube geht es zusehends schlechter, weil die Konjunktur vorüber ist. Dafür aber sind die Ziegeleien in Myslowitz mit Bestellungen überhäuft. Die Myslowitzgrube hat jetzt zwei Ziegeleien, die eine gleich neben dem Annenhof und die zweite neben der Centralna Targowica. Die erstgenannte Zie-

Das Land der Ueberraschungen

Reisebilder aus Palästina

„Jaffa" soll „die Schöne" bedeuten. Ich habe mir bisher vergebens den Kopf zerbrochen, wie die Stadt zu diesem Namen kam. Seit heute weiß ich es und erkenne an, daß sie mit Recht so genannt wird. Es ist bald erklärt.

Die Zeiten sind vorüber, daß fünfzigtausend russische Pilger alljährlich um die Osterzeit in Jaffa an Land stiegen und zu Fuß von hier aus nach Jerusalem wallfahrteten. Die heutigen Machthaber im Kreml haben andere Dinge im Kopf als die Grabeskirche der heiligen Stadt. Alles zerfällt, was „Mütterchen Rußland" einst im gelobten Lande geschaffen, auch der „Russenbau" außerhalb der Mauern Jaffas; es laufen keine Gelder mehr ein für den Unterhalt. Was aber geblieben ist bis auf diesen Tag mitten im Zerfall der Kirchen und Klöster des Zarismus, das ist der einzigartige Blick vom Turm dieser Russenkirche Jaffas, eines der wahrhaften Wunder dieser Fluren Palästinas.

Mit Hangen und Bangen habe ich die durchgerostete und dem Zusammenbruch nahe Treppe hoch oben auf der Turmterasse der Kirche erstiegen, soweit sie ersteigbar ist. Zu meinen Füßen umwogt mich, wohin das Auge schweift, ein grünes Wipfelmeer, jahraus jahrein voll Saft und Frische in unverwelklichem Zauber, wo alles sonst auf dieser glühenden Erde verbrennt und verdorrt. Es sind die Apfelsinen- oder, wie man sie hierzulande nennt, die Orangengärten Jaffas, heute noch in der alten Pracht und Schönheit, wie sie einst die Pharaonen vom Nil entzückten und die Könige vom Euphrat und Tigris. Bis fern zum Horizont, wo das mörderische Meer, das fressende Ungeheuer, am Fuß der Felsen Jaffas eingenickt ist, wo im goldenen Sonnenschein schneeweiße Zinnen glänzen, reicht der Wald, von schlanken Dattelpalmen überragt. Nur ganz vereinzelt reckt eine Gruppe anderer Bäume sehnend die entlaubten Aeste dem Licht entgegen; es sind Aprikosen, Pfirsiche und Feigenstämme, die in diesem Wundergarten verstreut Unterschlupf gefunden haben.

Schwabenland.

Die Orangenkultur Jaffas, so alt wie die Weltgeschichte, klärt uns hier oben vom Russenbau herab über einen Haupterwerbszweig der Bewohner dieser großen Ebene am Meere auf. Sie macht uns aber zugleich auf ein Bevölkerungselement aufmerksam, das ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Dies sind unsere eigenen deutschen Landsleute, meist württembergischen Stammes, die vor rund sechzig Jahren in zwei Kolonien am Weichbild Jaffas und in der dritten Kolonie in Sarona, sich weit draußen nach Norden noch über Tel Aviv hinaus als Weingärtner und Orangenpflanzer niederließen. Heute sind die beiden erstgenannten, einst draußen vor den Toren Jaffas gelegenen Kolonien längst von den Polypenarmen der wachsenden Stadt Jaffa aufgesogen und mit der modernen Großstadt Tel Aviv zugleich zu einem einzigen Häusermeer verschmolzen, und nur Sarona allein hat sich bisher noch der brandenden Flut als selbständiges deutsches Dorf zu entziehen vermocht. Aber noch nach sechzig Jahren haben diese zähen, arbeitsamen, aus den kleinsten Anfängen großgewordenen Arbeiter und Bauern die ganze Regsamkeit, Spannkraft und Entschlossenheit ihres deutschen Volksstammes und besitzen ein Ansehen, das die Leistungen von drei Generationen ihnen eingebracht haben.

Meine Blicke bleiben jedoch oben auf dem Turm der Russen nicht allein an den Orangenhainen haften. Sie fliegen ostwärts. Fern am Fuß des Gebirges von Judäa, wo die große Ebene Saron ihren naturgemäßen Abschluß findet, erkennt ein scharfes Auge ohne Glas rote Ziegeldächer auf grüner Flur. Dort lacht im Schmuck seiner Weizenfelder das deutsche Dorf Wilhelma. Vor mehr denn fünfundzwanzig Jahren ließen sich mitten unter der arabischen Bevölkerung die Deutschen, für die das Land in Jaffa und Sarona nicht mehr reichte, nieder. In schwerer, einsamer Pionierarbeit schufen sie aus dem Nichts eine blühende Oase heimischer Kultur. Es war nur der schlechteste Boden, zu dessen Verkauf sich die Araber verstanden hatten; auch rieselte dort nicht, wie in Sarona, das Wasser in üppiger Fülle und geringer Tiefe, so daß der Orangenbau die naturgemäße Erwerbsquelle werden konnte; aber der eiserne Fleiß und unbeugsame Energie führten auch dort die Deutschen zum Ziel, und sie brauchen den Vergleich mit den Leuten, aus deren Mitte sie auswanderten, nicht zu scheuen. Ein Stück Schwabenland grüßt den erstaunten Wanderer, und die schwäbische Mundart hat sich in der dritten Generation noch unverfälscht erhalten.

Eine hebräische Stadt.

In der Neuhebräerstadt Tel Aviv bin ich viele Wochen hindurch fast täglich gewesen. Es ist ein nach jeder Richtung hin auf moderner Grundlage errichtetes Gemeinwesen, das völlige Selbstverwaltung besitzt. Die Einwohnerzahl beträgt vierzigtausend.

Für den Neuling ist natürlich die Erfahrung, eine völlig hebräische Stadt anzutreffen, in der außer einigen auch in englischer Sprache gegebenen Straßen- und Hotelbezeichnungen nichts, aber auch rein gar nichts Europäisches in irgendwelchen Schriftcharakteren sich vorfindet, geradezu verblüffend. Ein liebenswürdiger Arzt, Mitglied des Stadtrates von Tel Aviv, hatte die Güte, mich umherzuführen und auf allerlei interessante Einzelheiten aufmerksam zu machen, wie z. B. die Große Synagoge, das Neue Opernhaus, das im Bau begriffen ist, Spitäler, Kliniken, Waisenhäuser und dergleichen. Hier hatte ein reichgewordener Schlosser aus Chicago einen Wolkenkratzer erbaut, drüben das Siebenfamilienhaus war von Juden aus Kasan errichtet, jenen Prunkbau führte ein Perser auf, diesen ein Ankömmling aus Bagdad; kurz alle Himmelsgegenden hatten sich hier auf den einst so verlassenen Dünen Tel Avivs ein Stelldichein gegeben, um neues Leben auf dem uralten Boden Israels pilzartig aus dem Erdreich zu zaubern.

Jaffa-Tel Aviv ist durch eine regelrechte Eisenbahn mit der Landeshauptstadt Jerusalem verbunden. Sie existierte bereits lange vor dem Kriege.

Der ungeheuer gesteigerte Automobilverkehr hatte Ende des Jahres 1928 den Eisenbahnpersonenverkehr geradezu erdrosselt. Die Kraftwagengesellschaften, die sich gegenseitig schon die ungeheuerlichste Konkurrenz machten, unterboten die Bahnpreise bereits erklecklich. Die Eisenbahnverwaltung setzte für die rund 87 Kilometer betragende Strecke Jaffa—Jerusalem mit dem 1. Januar 1929 den Preis für die dritte Klasse auf acht Piaster gleich eine Mark sechzig Pfennig herunter. Auf der wundervollen Autostraße Jaffa—Jerusalem beträgt die Entfernung nur etwa 55 Kilometer und der Preis für den besten Autoplatz fünf Mark; in den Autoomnibussen ist er entsprechend geringer.

Die Orangenhaine Jaffas sind am Horizont verschwunden, auch Mikwe Israel, die landwirtschaftliche Hochschule der Juden. Weit hinten im Süden bleibt Rischonle Zion, die jüdische Weinkellerei, einer der Riesenkeller der Welt.

Die Schluchten des Gebirges von Judäa bieten zu jeder Zeit allerlei lichtscheuem Gesindel ein sicheres Asyl. Dann und wann fängt die Polizei eine Bande ab, aber das sind Ausnahmen, die Araber hängen wie Pech und Schwefel zusammen und verraten so leicht nicht einen ihres Blutes...

Jerusalem über Steinen.

Die Ebene ist öder geworden. Dann und wann kommt uns ein Trupp Kamele entgegen. Sie muten mich seltsam auf der modernen Autostraße an. Schon mögen wir dreißig bis fünfunddreißig Kilometer zurückgelegt haben.

Ehe ich noch recht dahintergekommen bin, sind wir bereits in das Gebirge eingebogen. Ich habe gar nicht darauf geachtet, wie wir hineingelangten. Alle meine Gedanken sind abgelenkt. Was ist geschehen?

Das, was meine Augen hier schauen, habe ich nie erwartet. Mein Gott, diese Berge links und rechts sind ja geradezu mit Steinen gepflastert! Dieser Weg führt ja schnurstracks in die Hölle. Jenseits dieser Felsblöcke können doch unmöglich noch Menschen wohnen, die sich von Früchten der Erde nähren! Dort soll Jerusalem liegen, eine Stadt sterblicher Menschen? Um dieses Erdreich hier haben sich Aegypter und Babyloner, Assyrer und Perser, Römer und Juden, Byzantiner und Araber, Kreuzfahrer und Sarazenen, Türken und Deutsche und Engländer geschlagen? Unmöglich, ganz und gar unmöglich! Hier rast ein tollgewordener Chauffeur mit uns gerade hinaus in das peträische Arabien, in die brennenden Felsen des Sinai, in die Wüste des Todes!

Höher und höher stürmt der Wagen. Der Chauffeur weist plötzlich nach links. Was flimmert dort drüben nur in diesem Dunstkreis, in dieser Unermeßlichkeit? Ist es der grausilberne Himmel? Ist es die grausilberne Wüste, voll Sand und voll Staub? Es ist nicht Himmel, es ist nicht Erde, es ist das flammernde Meer am Horizont, das Mittelmeer dort unten in der Tiefe am Gestade Jaffas! Die weißen Pünktchen dort sind die Häuser der Orangenstadt und die Paläste von Tel Aviv!

„Sehen Sie drüben die zwei Pünktchen?" schreit der Chauffeur durch das Rattern des Motors und weist auf zwei Steinchen, die mitten auf der Linie liegen, die der Horizont durchschneidet, gerade vor uns in der Fahrtrichtung. „Das sind die ersten Häuser von Jerusalem, hoch oben auf der Höhe! Die Stadt selbst ist nicht sichtbar!"

Die Gegend ist belebter geworden. Vereinzelte Oelbäume haben den Anfang gemacht. Olivenhaine folgten Neuanpflanzungen jüdischer Kolonisten.

Plötzlich sind wir in einer prosaischen Straße. Es ist eine nüchterne Vorstadt, die wir durchrasen. Zu sehen ist nichts. Immer noch nicht.

Seit zehn Minuten fahre ich entgeistert durch Jerusalem.

Der Fakir mit der Selbstbeherrschung

In Paris und in London haben die Vorführungen des ägyptischen Fakirs Tahra Bei seit Jahren Aufsehen erregt. Er wird in den Himmel gehoben von seinen Anhängern und verleumdet von seinen Gegnern, und manche wissenschaftliche Fehde ist um seinetwillen ausgefochten worden. Die einen werfen dem Aegypter Scharlatanerie vor, die anderen bewundern ihn als Meister „geheimnisvoller" Künste, der die meisten seiner Zuschauer ganz in seinen Bann zu ziehen vermag. Tahra Bei selbst will keineswegs als Mensch betrachtet werden, der Wunder zu wirken vermag. Er sagt von sich selbst, daß er seine Selbstbeherrschung bis zum Aeußersten ausgebildet hat, daß er die Kräfte, die im Unterbewußtsein sensitiver Menschen stecken, so meistert, daß sie ihm restlos zur Verfügung stehen. Der ägyptische Fakir führt Dinge vor, die wenige seiner indischen Kollegen bisher zeigen konnten. Seine Hauptnummer: er läßt sich in einen hermetisch verschlossenen Sarg legen, und er bleibt in dieser Grabkammer sechzig und achtzig Minuten, manchmal auch zwei Stunden; man öffnet den Sarg, und der Fakir entsteigt seinem Grabe, frisch und lebendig, und niemand sieht ihm an, daß er stundenlang von der Luft abgeschlossen war.

Selbstverständlich macht er auch die Kunstücke vor, die andere Fakire schon gezeigt haben. Er legt seinen nackten Körper auf nägelbeschlagene Bretter, er liegt auf den Klingen scharfer Sensen. Man legt einen schweren Steinblock auf seinen ausgestreckten Leib, und der stärkste Mann, der im Saale aufzutreiben ist, darf mit einem schweren Steinhammer auf diesen Block und auf den Fakir einhauen. Der Fakir erträgt all dies mit stoischer Ruhe und ohne jede Schmerzensäußerung, und Londoner und Pariser Aerzte haben bestätigt, daß Tahra Bei ein fast unbegreifliches Phänomen ist.

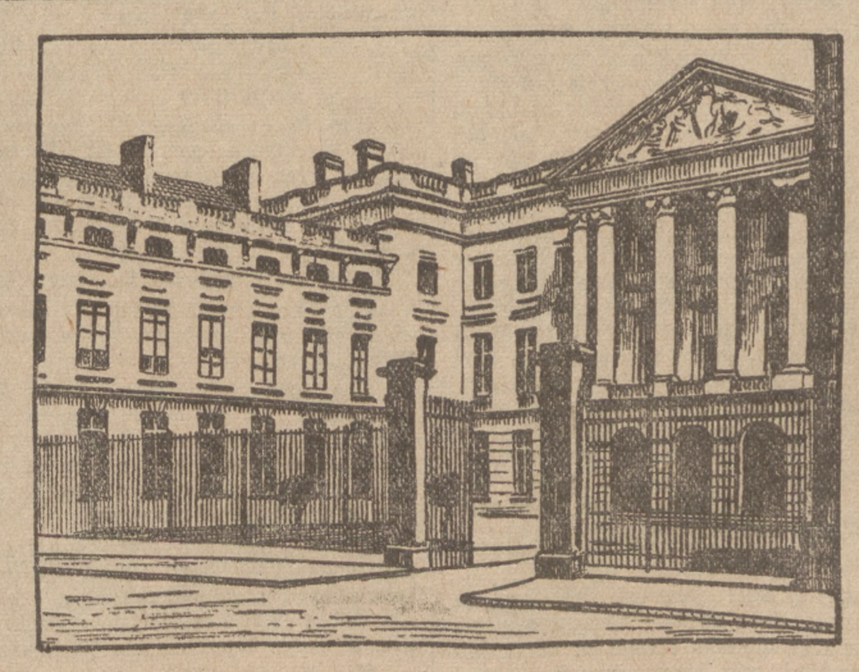
Dieser geheimnisvolle Mensch hat sich kürzlich auch in anderen europäischen Städten gezeigt, und man wird ihn wohl bald in Deutschland erwarten dürfen. Tahra Bei, ein gepflegter Mann mit langem, weichem Bart und schwermütigen Augen, war kürzlich in Wien, und hier hat er einigen Zeitungsleuten von dem erzählt, was die Umwelt so brennend interessiert: „Ich bin Doktor der Medizin, ein Mann der Wissenschaft, der dem Wunder jede Daseinsberechtigung abspricht. Was ich kann, mag es noch so kühn und unmöglich erscheinen, vermöchte eigentlich jeder zuwege zu bringen, der dieselbe Schulung jener in jedem menschlichen Körper schlummernden unbewußten Kräfte mit Erfolg bestanden hat. Meine Kunst besteht in der Fähigkeit, nach Belieben das Oberbewußtsein auszuschalten. In wenigen Minuten kann ich in Todesstarre verfallen, und einen Zustand meines Körpers hervorrufen, in dem die Empfindlichkeit fast vollkommen aufhört, die Atmung auf fast Null, Herz- und Pulstätigkeit auf ein Minimum sinken. In diesem Zustande kann ich ohne jegliche Schmerzempfindung auch eine Operation an mir vornehmen lassen, wie ich dies vor einem aus Chirurgen bestehenden Komitee in Paris bewiesen habe. Die „Todesstarre" ermöglicht auch eine Begrabung bei lebendigem Leibe, wobei es mir gleichgültig ist, ob ich wenige Minuten oder viele Tage im Sarge liege. In Griechenland habe ich mich im Jahre 1923 in einem versiegelten Sarg auf einen Monat begraben lassen."

Tahra Bei wird sich medizinischen Kapazitäten des europäischen Kontinents vorstellen, wird ihnen seine Experimente vorführen und wird sich von ihnen bestätigen lassen, daß er mit seinem Körper anfangen kann, was er will, und daß keinerlei Hokuspokus hinter seinen fast unbegreiflichen Vorführungen steckt. Tahra Bei ist übrigens auch imstande, Tiere durch Hypnose in kataleptische Todesstarre zu versetzen.

Blutende Pflanzen

Alljährlich im Frühling kann man an den Weinreben eine merkwürdige Erscheinung beobachten: das Weinen, wie es der Winzer nennt, weil es fast so aussieht, als ob der Weinstock Tränen vergösse. Diese Tränen sind jedoch nichts anderes als die an den frischen Verschnittstellen austretenden Säfte des Rebstocks, und wenn sie allzu stark fließen, bedeuten sie einen schweren Schaden für die Pflanze. Auch an zahlreichen anderen Gewächsen treten im Frühjahr und Frühsommer Säfte aus, weil gerade um diese Zeit die Wurzeln besonders viel Wasser aus dem Boden saugen und diese Wassermengen automatisch durch alle Teile der Pflanze hindurchtreiben. Aus manchen Bäumen, wie z. B. aus Birke und Ahorn, fließen während dieser Zeit, namentlich dann, wenn man Löcher in den Stamm bohrt, oft ganz gewaltige Saftmengen, bis 70 Liter, aus. Die Flüssigkeit, die man hierbei erhält, ist nach den jüngsten Untersuchungen Lepeskins niemals reines Wasser, sondern enthält stets organische oder anorganische Beimischungen, wie Zucker, Mineralsalze, Eiweißkörper oder auch Säuren. Die Druckkraft, mit der die Säfte dieser Pflanzen aus den Wurzeln nach außen getrieben werden, ist mitunter so ansehnlich, daß, als man einmal die Wundstelle einer frisch verschnittenen Weinrebe mit einer festen Blase verschloß, diese zum Platzen gebracht wurde. Bei Ahorn und Birke kann der Wurzeldruck eine Kraft von 1 bis 1½ Atmosphären erreichen, was einem Druck entspricht, den 1 bis 1½ Kilogramm auf 1 Quadratzentimeter ausüben. Die Dauer des Blutens ist bei den einzelnen Gewächsen ganz verschieden; Bäume bluten oft ein bis zwei Monate lang, während bei den krautartigen Gewächsen, wie etwa bei der kleinen Brennessel oder dem schwarzen Nachtschatten, die beide typische „Bluter" sind, die Saftabsonderung in der Regel nur einige Tage dauert.

Eine ähnliche Erscheinung, die ebenfalls dadurch hervorgerufen wird, daß von der Pflanze aufgenommene Wassermengen wieder abgegeben werden, stellt die sogenannten „Tropfen" der Blätter dar. Dieses Tropfen, wobei die Wassertropfen aus den Blatträndern oder -spitzen austreten, kommt hauptsächlich bei Pflanzen vor, die in stark wasserdampfgesättigter Luft wachsen. So beobachtete man an einer Kolokasie (Colocasia antiquorum), der in den Tropen wegen ihrer eßbaren und als „Taro" bezeichneten Knollen sehr viel angebauten Nutzpflanze, daß die Blätter im Laufe einer Minute mehr als hundert Tropfen abgaben. Auch die Blätter der Primeln, Erdbeeren, der Kapuzinerkresse und der Fuchsien geben, wenn die Luft stark feuchtigkeitsgesättigt ist, überschüssiges Wasser in Tropfenform ab, und zwar fast immer am Morgen, weshalb man die an den Blattspitzen oder den gezähnten Blatträndern sitzenden Tropfen oft für Tautropfen hält.



Zu den Wahlen in Belgien

Das Gebäude der Deputiertenkammer in Brüssel, in das die am 26. Mai gewählten Abgeordneten einziehen werden

Ich sitze im Café mit einem Mörder

Der Leidensweg eines Strafentlassenen — Lebensfremdheit
Von Ort zu Ort gehetzt — Wo bleibt die individuelle Fürsorge

Ich saß im Cafee mit einem... „Mörder“. Vor neun Jahren, als siebzehnjähriger Bursche, hatte der junge Mensch unter ganz besonderen Umständen in seinem heimatlichen Dorfe eine Frau getötet. Für sechs Jahre und acht Monate schlossen sich hinter ihm die Tore eines preußischen Jugendgefängnisses. Vor einem Jahr vier Monaten wurde er bedingt entlassen. Und gerade heute waren die acht Strafjahre um.

Der junge Mensch war seit Monaten arbeitslos, erhielt nur zeitweise ganz ungenügende Unterstützung und hungerte; sein Zimmer blieb selbst während der strengsten Kälte ungeheizt und unter seinem dünnen Regenmantel bot kein Sweater dem schlecht genährten Körper Schutz. Seine Bronchien waren angegriffen, er hustete fortwährend, seine eingefallenen Wangen ließen Gefahr ahnen.

„Sie werden es wohl manchmal bedauert haben, daß Sie vor der Zeit aus dem Gefängnis entlassen wurden. Da hatten Sie doch wenigstens satt zu essen, eine warme Zelle, Arbeit und Freunde.“ — „Nein,“ meinte mein Tischgenosse, „es ist doch gut, daß ich heraus bin. Würde ich heut entlassen, so wäre ich doch gezwungen, all das durchzumachen, was mir während dieser 16 Monate widerfahren ist. Schließlich habe ich auch aus den vielen Enttäuschungen etwas gelernt. Im Gefängnis wurde uns immer gesagt: „Jungens, wenn ihr rauskommt, da sollt ihr sehen, wie für euch gesorgt wird. Ihr bekommt Arbeit, soziale Helfer werden sich um euch kümmern, nur nicht bange.“ So machten wir uns die rosigsten Hoffnungen. Was ich fand, war das direkte Gegenteil meiner Erwartungen. Vom wirklichen Leben und seinen Schwierigkeiten hatte ich keine Ahnung. Und als ich draußen war, wußte ich nichts mit mir anzufangen. Ueberall gab es Hindernisse zu überwinden, eins schwieriger als das andere...“ — „Ihnen wurde doch aber geholfen?“ — „Ja und nein...“ Während der zwei Stunden, die wir im Cafee zusammensaßen, durchsprachen wir noch einmal in allen Einzelheiten die Leidensgeschichte dieses jetzt 25jährigen vom Tage seiner Entlassung an.

Draußen und im Kloster.

Die ersten Minuten auf dem Bahnhof waren verwirrend. Alles eilte und hastete — wie ruhig und gemessen ging es doch im Gefängnis zu. Zuhause wurde Werner — nennen wir ihn so — von den Dorfgenossen und von den Seinen freundlich empfangen. Die Neugierde der Menschen war ihm aber unerträglich. Saß er in irgendeinem Lokal, so steckten die Leute sofort die Köpfe zusammen und tuschelten. Nein, hier war seines Bleibens nicht. Er fuhr zum Gefängnis und bat um Arbeit außerhalb des heimatlichen Dorfes.

Man schickte ihn in ein Kloster. Werner arbeitete hier bereits vier Monate als Tischler, machte trotz seiner Ungläubigkeit — sie stammte aus dem Gefängnis — die täglichen Messen mit, war froh, daß er Arbeit hatte... als eines Tages ein Dorfgenosse von ihm ins Kloster kam und dem Abt reinen Wein über ihn einschenkte. Am nächsten Tage wurde er an die Luft gesetzt. Er fuhr zum Gefängnis zurück und von da nach Hause.

Zuhause und in Köln.

Durch seinen Onkel, einen Hütteningenieur, erhielt Werner Beschäftigung. Seine Vergangenheit sprach sich aber bald herum. „Mit einem Kittchenburschen“, hieß es „arbeiten wir nicht zusammen.“ Werner ging zum Unternehmer und bat, ihn nach Düsseldorf zu versetzen. Dieser meinte: „Ihre Vergangenheit geht niemand etwas an. Sie leisten gute Arbeit und das genügt.“ Die Arbeiter erklärten aber nach wie vor: „Mit dem arbeiten wir nicht“ und ließen ihn links liegen. Werner besaß Eigenliebe und Menschenwürde. Er schrieb ins Gefängnis, daß er hier nicht bleiben könne. Er erhielt die Erlaubnis, nach Köln zu fahren, auch eine Empfehlung zum sozialen Fürsorger. Es war dies ein freundlicher Mensch, der sich Werners warm annahm, ihn in der Kolonie der Arbeiterwohlfahrt in Köln-Deutz unterbrachte und sich für ihn beim Arbeitsamt bemühte. Es gab aber keine Arbeit. Da setzte sich Werner mit dem Gelde, das ihm sein Onkel geschickt hatte, auf die Bahn und fuhr kurzerhand nach Berlin: Hier mußte er endlich Arbeit finden! Mit 80 Pfennigen in der Tasche traf er im Mai v. Js. in der 4-Millionenstadt ein.

Polizeirevier Friedrichstraße und Gefangenenfürsorge.

Drei Tage lang irrte Werner in Berlin wie in einem Nebel umher. Der Straßenverkehr verwirrte ihn. Mit leerem Magen nächtigte er auf den Boulevards und entschloß sich am dritten Tage um vier Uhr morgens; von quälendem Hunger gepeinigt, bei der Bahnhofswache in der Friedrichstraße anzuläuten.

„Was wollen Sie hier? Wozu haben Sie geläutet?“ fragte der Beamte. Werner erklärte, daß er hungrig sei, nicht stehlen wolle und eines guten Rats bedürfe. Der Beamte läutete im Polizeipräsidium an, es sei ein ehemaliger Mörder da, der einen sehr anständigen Eindruck mache, ausgehungert sei und von ihm Stullen erhalten habe. Er solle morgen zur Gefangenenfürsorge gehen, lautete der Bescheid. Das tat Werner auch. Hier traf er einen Fürsorger, den er vom Gefängnis her kannte. Man schickte ihn nach Cöpenick in das evangelische Arbeitsheim.

Evangelisches Arbeitsheim Cöpenick.

Werner hatte seine bitteren Erfahrungen. Im Kloster war er gezwungen worden, die katholisch-religiösen Uebungen mitzumachen. Als er im Heim einmal vom Morgengebete fortgeblieben war, wurde ihm klipp und klar gesagt, entweder er nimmt an den Andachten teil oder er kann gehen. Schlimmer als das war die schlechte Entlohnung. Werner hatte sich gleich den andern für drei Monate verpflichten müssen. Für Arbeit außer dem Hause machte der Höchststundenlohn 40 Pfennig. Werner erhielt 30. 1,50 Mk. wurden täglich an das Heim abgeführt. Seife, Wäsche, Schuhe, Schuhputz usw. mußten außerdem bestritten werden. Das ärgste war aber der Geist, der im Hause herrschte; als besonders unwürdig empfand man die Aufpasserei und den Zwang, abends zeitig zu Hause zu sein. Als Werner nach 21 Tagen das evangelische Heim verließ, wurde ihm gesagt, er habe 5,86 Mk. Schulden. Er fuhr nach Berlin zur Gefangenenfürsorge, man mietete ihm ein Zimmer, er fand auch Arbeit als Tischler in einer Werkstatt. Allerdings hatte er es nicht leicht. Im Gefängnis wurde alles mit der Hand gearbeitet; hier nur mit Maschinen. Es war Aushilfsarbeit, die er bald verlor. Ersparen konnte er nichts; er mußte Wäsche anschaffen, auch Kleidung; so war er auf Wohlfahrtsunterstützung angewiesen.

Nöte aller Art.

In der großen Stadt ohne Arbeit! Jetzt erst lernte Werner so recht die Einsamkeit kennen. Sein einziger Verkehr war der Gefangenenfürsorger, mit dem er anfangs einmal in der Woche zusammenkam. Die Bekanntschaft mit einem jungen Mädchen ging in die Brüche, als er ihr sich offenbarte. Sie schrieb an ihre Mutter, wer ihr neuer Bekannter sei, und diese verbot ihr den Umgang. Werners Sehnsucht nach Frauenverkehr blieb ungestillt. Der Zwischenfall mit dem Mädchen war ein harter Schlag. Mißtrauisch von Natur, wurde er nun noch mißtrauischer. Der Herbst kam heran. Die Arbeitslosigkeit bedrückte ihn. Die Gefangenenfürsorge immer wieder zu belasten, war ihm peinlich. Er suchte sie nicht mehr auf und hungerte sich durch. Kaffee erhielt er von seiner Wirtin. Auch die Wohnungsmiete schuldete er. Mit den Nerven war er vollkommen herunter. Die Feuchtigkeit in seinem Zimmer verursachte einen Bronchialkatarrh. Um leben zu können, versetzte er einen Teil seiner Sachen. Er war der Verzweiflung nahe. Tagelang döste er in seinem Zimmer oder lag im Bette, ohne einen Menschen zu sehen. In diesem Zustande rief er mich an. Er wolle ein Ende machen. Ich sprach ihm Mut zu, ermöglichte ihm, seine Sachen auszulösen und nahm ihm das Wort ab, daß er wieder die Gefangenenfürsorge aufsuchen werde. Er tat es. Nun sollte er zum Wohlfahrtsamt seines Bezirkes. Auch das tat er. Es stellten sich aber verschiedene Schwierigkeiten formeller Art ein, er erhielt weder Krankengeld, noch Wohlfahrtsunterstützung. Krank und hustend war er gezwungen, im stärksten Frost zu Fuß von einer Behörde zur anderen zu wandern. Das wurde ihm zuviel. Hatte man nicht versprochen, für ihn zu sorgen? konnte er was dafür, daß man ihn während der 6½jährigen Gefängniszeit derart unselbständig gemacht hatte, daß er so leicht mutlos wurde? Er suchte das Justizministerium auf, wurde zum Strafvollzugsamt geschickt, kam zeitweilig wegen seines nervösen Zustandes in ärztliche Behandlung, fand für kurze Zeit Arbeit, mußte sich dann wieder krank schreiben und lebte die grimmig kalten Wintermonate hindurch in seinem ungeheizten Zimmer.

Und doch konnte er noch von Glück sprechen. Er hatte menschliche Wirte. Eines Tages aber fand er sämtliche Türen zu den übrigen Zimmern versperrt. Nach Wochen erfuhr er den Grund; man hatte in seinem Zimmer ein Papier gefunden, aus dem seine Vergangenheit zu ersehen war. Die Wirtin erschrak: einen Mörder hatte sie also beherbergt. Die Tochter beruhigte sie, er könne doch nichts dafür, er sei damals ein junger Bursche gewesen. Seine bescheidene und intelligente Art erweckte ihre Zuneigung. Sie war auch das einzige gleichaltrige Wesen, das er kannte. Der Vater, ein Arbeiter, Maurer — Mutter und Tochter arbeiten gleichfalls — gab das Geld zur Verlobung. Ja, Werner hatte Glück. Eins drückte ihn aber unaufhörlich: seine Arbeitslosigkeit, die Notwendigkeit, sich von der zukünftigen Schwiegermuter durchfüttern zu lassen. Er beklagte sich schmerzlich, daß im Gefängnis ein unmoderner Betrieb herrsche, daß man ihm sowie seinen Leidensgefährten keine richtige Vorstellung von dem Leben draußen beigebracht, ihm nicht von gewerkschaftlichen und politischen Organisationen erzählt und es ihm dadurch ungeheuer erschwert habe, sich ins Leben einzureihen. Tatsächlich hat er von all dem, was Berlin einem interessierten Menschen bietet, noch nichts kennen gelernt.

Es war ein reicher Abend für uns beide, für mich, der in das Leben dieses jungen Menschen hineinschauen durfte und für Werner, der freundschaftlicher Aussprache neuen Mut zum Leben entnahm. Zwei Dinge braucht er unbedingt: Arbeit und einen Menschen, der ihm unaufgefordert stets zur Seite steht. Mit der offiziellen Gefangenen- und Wohlfahrtsfürsorge ist es nicht getan. Nur ein freier Helfer mit Lebenserfahrung wäre imstande, diesen jungen Menschen, der gleichsam aus einem fernen Lande plötzlich in ein völlig fremdes Leben hineinversetzt ist, in dieses Leben einzuführen.

Leo Rosenthal.

P. S. Werner hat unterdes Arbeit gefunden. Der Frühling erfüllt ihn mit neuem Mut.



Nach dem ersten Berliner Spiel der Mailänder „Scala“

die unter ihrem Dirigenten Toscanini in der Staatsoper Unter den Linden „Falstaff“ gab, fand in der italienischen Botschaft ein großer Empfang statt. Sitzend (von links): der Generalintendant der Staatsoper, Tietjen — die Opernsängerin Mafalda Salvatini — Toscanini — Frau Käthe Stresemann, die Gattin des Reichsaußenministers — die Gattin des Oberbürgermeisters von Mailand, Marchesa de Capitani d'Arzago. Stehend (von links): Dr. Eger, der Leiter der Berliner Festspiele — der frühere Generalintendant Professor Max von Schillings — der preußische Kultusminister Dr. Becker — der Oberbürgermeister von Mailand, Marchese de Capitani d'Arzago — der italienische Botschafter Graf Aldovrandi.

Tabak

Von Dan Bergmann.

Meine erste Zigarre rauchte ich im Alter von sieben Jahren. Das heißt, die Zigarre gehörte eigentlich nicht mir, sie gehörte meinem Onkel, — außerdem war es auch keine ganze Zigarre, sondern nur ein Stummel — Gott sei Dank! — und dann rauchte ich sie nicht allein, sondern mit unserem minderjährigen Kindermädchen zusammen, nämlich so, daß wir abwechselnd daran zogen, erst ich und dann sie und dann wieder ich. Der Stummel war allmählich etwas zerkaut. Wie lange wir uns damit beschäftigten, kann ich nicht genau sagen, aber ich glaube, daß sie länger aushielt als ich, vielleicht hatte sie auch mehr Uebung, genug, sie hielt sich glänzend, während ich...

Ich versprach meinen Eltern, mein Lebelang den entsetzlichen Tabak zu fliehen. Nie ist ein Versprechen mit ehrlicherer Ueberzeugung und festerem Vertrauen gegeben worden.

Und am nächsten Tage lernte ich ein langes Moralgedicht auswendig, das so anfing:

„Tabakrauchen ist ein Laster,
das uns Indien beschert, —
häufig wird man krank vom Knaster...

Und in brennendem Bekehrungseifer lief ich zu meinem Vater hinein, der trotz seiner starken Proteste gegen mein Rauchen eben in seinem Zimmer saß und eine große, schwarze Zigarre paffte, und trug ihm mit starkem Pathos die denkwürdigen Worte vor. Mein Vater hörte bis zum Schluß geduldig zu und sagte dann gleichmütig:

„Sehr gute Verse — für kleine Jungens!“

Und dann umgab er sich mit einer Wolke von Qualm, und ich schlich mich enttäuscht hinaus und verzichtete auf weitere Bekehrungsversuche.

Ein paar Jahre später kaufte ich meine erste Schachtel Zigaretten. Ich schwankte lange zwischen ihr und einem Marzipanschwein, aber dann siegte der Jüngling über das Kind. Im übrigen war der Jüngling verliebt, zum erstenmal, und wollte der Königin seines Herzens, der kleinen Schulratte, durch seine Männlichkeit imponieren.

Ich begegnete ihr, eine Zigarette elegant im Mundwinkel, und machte anscheinend außerordentlichen Eindruck. Aber schon beim ersten eindrucksvollen Seufzer zog ich den Rauch allzu heftig ein, so daß er mir in die falsche Kehle kam, und dann hustete ich zehn Minuten lang wie ein Irrsinniger.

Als ich mich endlich wieder erholt hatte, hatte mich meine Geliebte verlassen und stand an der nächsten Straßenecke mit meinem verhaßten Rivalen und aß Schokoladenpralinees aus seiner Tüte und wies mit dem Finger auf mich und nannte mich „Blaues Hähnchen“ — ein damals fast unglaublicher Schimpf.

In meiner grenzenlosen Verzweiflung rauchte ich eine Zigarette nach der anderen — die ganze Schachtel. Für einen unerfahrenen Raucher ist unmäßiges Rauchen ein unfehlbares Mittel gegen unglückliche Liebe. Ich kann versichern, daß nach der achten Zigarette keine Spur von Eifersucht mehr in meinem jungen Busen war, — und auch sonst nichts. Und als ich schließlich zu mir kam, genoß ich Gesundheit und Leben in vollen Zügen.

In demselben Sommer trieb ich mich in der weiteren Umgebung meines elterlichen Hauses umher und rauchte und spuckte unverdrossen. Und so lernte ich diese Kunst allmählich.

Und heute kann ich sie. Ich rauche fünfzehn Zigaretten am Tage. Meine Frau behauptet, daß ich das ganze Haus verpeste. Alles riecht nach Tabak bei uns, sagte sie, Möbel, Gardinen, Teppiche, ich und sie. Die Leute auf der Straße müssen niesen, wenn sie ihr begegnen, versichert sie.

Gestern abend sagte sie zu mir:

„Wie man so ein Sklave seiner Passion sein kann! Daß du nie mit deinem Rauchen aufhören kannst!“

„Natürlich kann ich! Wenn ich nur will!“ erwiderte ich. „Aber ich will nicht!“

„Du würdest es ja gar nicht können, wenn du auch wolltest!“

Selbstverständlich reizte sie mich derart mit ihren Zweifeln, daß sie mich schließlich dazu brachte, mit ihr zu wetten, daß ich einen ganzen Monat nicht einen Zug tun würde. Wir wetteten um einen Pelzmantel. Das heißt, sie sollte den Pelzmantel bekommen, wenn ich verlöre. Wenn ich gewönne, dann sollte ich gar nichts bekommen. So ist es, wenn man mit Frauen wettet.

Also, das war gestern abend. Und nach dem Abendbrot kaute ich Lakritzen und Ingwerbonbons, bis mir übel wurde und ich an einer leeren Pfeife saugen mußte, um nicht krank zu werden. Und die Zukunft lag öde und freudlos vor mir.

Jetzt ist es morgens. Ich habe eben meinen Kaffee getrunken und sitze an meinem Schreibtisch und schreibe dies hier und paffe mit Wohlbehagen eine ausgesuchte Havanna. Und meine Frau sitzt neben mir mit einem Scheck über 400 Kronen für den Mantel in der Hand. Glücklicherweise ist auf der Bank keine Deckung vorhanden.....

(Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.)



Ein Spreewälder Trachtenfest

In Verbindung mit einer landwirtschaftlichen Ausstellung wurde am 26. Mai in dem alten Wendenort Vetschau im Spreewald gefeiert. Besonderen Beifall fand der hier gezeigte altwendische Hochzeitszug.

Auferstanden nach 25 Jahren Kerker

„Keine Sage ist tragischer als die von dem Gefangenen Latude; keine erhebender als die von seiner Befreierin, Frau Legros.“ Mit diesen Worten kennzeichnet einmal der große französische Historiker Michelet das berühmte Opfer der tyrannischen Willkür des Ancien regime, die zur französischen Revolution führte. Dieser Gefangene, der sich Henry Masers de Latude nannte, hat ein erschütterndes Dokument seiner furchtbaren Leiden und seines heldenhaften Lebensmutes hinterlassen, das jetzt in deutscher Uebertragung unter dem „35 Jahre im Kerker“ von A. Ahues im Insel-Verlag zu Leipzig herausgegeben worden ist. Die grausigen und die gewöhnliche Menschenkraft weit übersteigenden Quellen und Martern, die hier geschildert werden, sind keine Uebertreibung, sondern aus den Briefen und den Quellenschriften der gleichzeitigen Schriftsteller geht die Wahrheit dieser Erzählung hervor. Gewiß war Latudes Geist infolge der jahrelangen Leiden bisweilen getrübt, aber immer wieder raffte er sich zur Klarheit, ja sogar zum Verständnis seiner Peiniger auf, und so fügte es sich, wie Michelet schreibt, „daß die alte, schwachköpfige Tyrannei in diesem Lande ihren leibhaftigen Ankläger eingekerkert hatte, einen feurigen, schrecklichen Menschen, den nichts zähmen konnte, dessen Stimme die Mauern erschütterte, dessen Geist und Kühnheit unüberwindlich waren. Er besaß einen eisenstarken, unverwüstlichen Körper, an dem alle Gefängnisse zuschanden wurden, die Bastille, Vincennes, Charenton, zuletzt die Schrecken von Bicetre, in denen jeder andere umgekommen wäre“. Aus dem Taufregister des Ortes Montagnac erfahren wir den wahren Namen dieses Märtyrers. Da heißt es: „Im Jahre 1725, am 26. März, Jean Henri, unehelich, vor drei Tagen geboren, Sohn der Jeanneton Aubrespy und eines unbekannten Vaters.“ Die Mutter dieses Knaben war Haushälterin bei einem alten Aristokraten, dem Marquis de Latude, und zweifellos entsproß er einer Verbindung zwischen diesen beiden. Der Edelmann hat aber seinen Sohn nie anerkannt, und so hat er den Namen, den er sich später beilegte, zu Unrecht geführt. Aber wer wird es diesem Kinde einer armen Haushälterin verdenken, wenn er sich in den Zeiten der tiefsten Not den Namen seines hochadligen Vaters anmaßte, durch den er noch eher hoffen durfte, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und sich aus der Grabesnacht seines Kerkers zu befreien?

Der junge Obrespi, der sich als Soldat Daury nannte, hat es in der Armee bis zum Chirurgengehilfen gebracht, und das Führungszeugnis, das dem 23jährigen ausgestellt wurde, bescheinigte ihm ein tadelloses Leben. Dann aber beging der ehrgeizige Jüngling, als er nach Paris kam, eine Handlung, die für ihn die furchtbarsten Folgen haben sollte. Die allmächtige Mätresse des Königs von Frankreich, die Pompadour, war damals allgemein verhaßt. Daury hörte zufällig Drohungen, die gegen sie ausgestoßen wurden, und ka mauf den abenteuerlichen, aber damals gar nicht zu ungewöhnlichen Plan, sich durch Enthüllung einer fingierten Verschwörung bei ihr in Gunst zu setzen. Er teilte der Pompadour mit, daß ein Attentat gegen sie geplant sei, und um sie von der Wahrheit seiner Angaben zu überzeugen, sandte er ihr ein Schächtelchen zu, das völlig harmlose kleine Explosivkörper, eigentlich ein Kinderspielzeug, enthielt. Der wahre Absender dieser lächerlichen „Höllenmaschine“ wurde sofort entdeckt, und nun kam Latude, wie er sich von nun an nannte, in die Bastille, die damals alle unliebsamen und verdächtigen Persönlichkeiten verschlang. „Er wurde sehr unglücklich,“ sagt ein ernster Forscher von dem Eingekerkerten, „nachdem er sich nur wenig interessant gemacht hatte, und zwar durch eine Schuld, die mit einigen Tagen Gefängnis genügend abgebüßt gewesen wäre, und die man mit einer Kerkerhaft von 35 Jahren bestrafte. Man verfuhr mit ihm wie mit dem niedrigsten Schurken; man war barbarisch, und durch nichts läßt sich das Verhalten der Gefängnisleiter gegen diesen armen Teufel entschuldigen, den man bis zum Wahnsinn reizte.“

Die Geistesstärke und Lebenszähigkeit dieses Mannes ließ sich aber durch nichts brechen, und immer von neuem entwirft er Pläne zu seiner Befreiung, beweist seine Erfindungsgabe durch alle möglichen Entwürfe und Ideen, die er in Eingaben den maßgebenden Stellen unterbreitet. Aber er wäre gewiß im Dunkel dieser menschenunwürdigen Verließe gestorben, wenn nicht der Zufall ihm die Befreierin wie einen von Gott erwählten Engel geschickt hätte. Er machte eines Tages eine Eingabe an einen Präsidenten, auf dessen Hilfe er hoffte. Das Päckchen vertraute er einem Gefängniswärter zur Beförderung an, den er bestochen hatte. Aber der Mann verlor die ihm anvertraute Schrift, und durch Zufall fand sie eine junge Frau, Mme. Legros, die nun mit der ganzen Entrüstung und dem Mitleid eines echt weiblichen Herzens diese grauenvollen Schicksale erfuhr und es sich zur Lebensaufgabe machte, den Gefangenen zu retten. Was sie und ihr Mann für den Unbekannten taten, ist ebenso übermenschlich in der Aufopferung, wie die Haltung des Gefangenen im Dulden und Hoffen. Aber durch alle die Irrgänge von Audienzen und vergeblichen Wegen führte der Weg der Frau Legros zu einem glücklichen Ausgang zur Freiheit. Fast 60jährig steigt Latude ungebeugt und ungebrochen aus seinem Kerker und beginnt ein neues Leben, in dem er sich Ruhm und Lebensgenuß eroberte. Es gelang ihm, die Oeffentlichkeit für seine Persönlichkeit zu interessieren; er erhielt eine Pension ausgesetzt, und als dann die Revolution ausbrach, da trug ihn die mächtige Woge der allgemeinen Begeisterung hoch empor. Das Volk verehrte in ihm das Sinnbild jener grausamen Willkür, unter der sie alle gelitten. Seine äußeren Verhältnisse gestalteten sich immer besser, und zusammen mit dem Ehepaar Legros, mit dem ihn eine Lebensgemeinschaft verband, wurde er allgemein geehrt und geachtet. Auch in den Napoleonischen Zeiten blieb ihm der Heiligenschein des Märtyrers und seine Volkstümlichkeit, und als er, der sich bis zuletzt mit allen Sinnen des Lebens gefreut hatte, am 1. Januar 1805 starb, da endete ein Dasein, das wirklich aus Nacht zum Licht geführt hatte und einen geschichtlichen Inhalt besaß.

„Makulatur“

Von Karl Sloboda.

Ich wickelte die Zigarren, die ich im Nachhausegehen aus dem Tabakladen geholt hatte, aus der Papierhülle, um mir eine derselben alsogleich zu Gemüte zu führen.

Das Abendblatt ist noch nicht da. Was tun? Mechanisch spiele ich mit dem zerknitterten, vor Alter schon längst gelb gewordenen Papierblatt, das vor mir auf dem Tisch liegt. Es scheint das innere Blatt eines alten, auf Kanzleipapier geschriebenen Briefes zu sein, denn der Anfang fehlt, und die längst verblaßte Tinte zeigt männliche Schriftzüge in der Schreibart, wie sie zurzeit unserer Väter üblich war.

Die vielen überflüssigen Schnörkel au den großen Anfangsbuchstaben unterhalten mich; bald tanzen sie wie Schlangenleiber unter unglaublichen Verrenkungen hintereinander einher, bald stehen sie mit einer lächerlichen Wichtigkeit da, die dem Vorstand eines Raucherklubs anläßlich eines Rückblickes auf die Errungenschaften des verflossenen Klubjahres alle Ehre machen würden.

Ich beneide die Väter um ihren Reichtum an Zeit, der ihnen sogar gestattete, vor jedem Buchstaben mit der Feder ein Rundtänzchen aufzuführen. Und ohne mir dieser Tätigkeit bewußt zu werden, lese ich:

.... der du von gelegentlichen Ausbrüchen meines Herzleides her weißt, wie die Sache sich verhielt, kannst dir am besten ausmalen, wie fürchterlich weh mir diese unzähligen gesprochenen und geschriebenen Worte des Trostes tun, die doch alle nur die banale Zeitungsnachricht „in einem Anfalle von Geistesstörung“ variieren, und wollen, daß ich darin Linderung finde.

Mein gescheites, liebes, armes Frauchen — geistesgestört!

Dieser sich hundertmal schon wiederholende Unsinn verletzt mich derart, daß ich die einlangenden Beileidsschreiben nun schon uneröffnet liegen lasse.

Was wir drei, sie, ich und er, in den letzten Monaten gelitten haben, ist namenlos. Er kam wie früher immer zweimal wöchentlich zu uns und würde wohl auch heute mit uns in trautem Kreise um den Kamin sitzen, Pläne schmieden, Luftschlösser bauend oder von gleichgültigen Dingen plaudernd, während sie ihre zarte Hand in die meine gelegt hat, still lächelnd seinen warmen Bariton auf sich wirken läßt und in die knisternde Glut hineinträumt.

Aber ich gönnte ihnen dieses hauchzarte Glück stummen Beisammenseins nicht. Ich Tier griff mit meinen Arbeitsfäusten in dieses Gewebe kaum sichtbarer Fäden, die sich von Seele zu Seele gesponnen hatten. In einem Anfall tierischen Eiferns überredete ich ihn, seine Studienreise, von der er oft sprach, endlich anzutreten. Er hat mich damals sofort durchschaut und eingewilligt.

Die vier Wochen, die nun folgten, ihre letzten, während er seine Reise vorbereitete, haben mein Leben für immer vergiftet. Ich mußte sehen, wie das, was bisher unter dicker Aschenschicht geglommen hatte und sie beide und mich erwärmte, von dem Bewußtsein der bevorstehenden Trennung angeblasen, von Tag zu Tag mächtiger wurde, bis es schließlich zu wilder verzehrender Leidenschaft aufloderte. Ihre zitternde Hand, die sich, wenn er von seiner Reise sprach, krampfhaft in die meine verkrallte, als wollte sie sich in ihrer Haltlosigkeit und Verzweiflung an mich klammern, sagte mir, daß sie schaudernd es empfand, wie rettungslos sie immer tiefer in den Abgrund einer Leidenschaft versinke, daß ihr Widerstand von Tag zu Tag an Kraft verliere. Und sie hing in diesen Tagen mit einer Liebe an mir, so mächtig und grenzenlos, wie sie nur das Schöpfungswunder Weib zu entwickeln imstande ist. Oh, begehe keine Tempelschändung, indem du auch nur einen Augenblick an Heuchelei denkst! Die Peitsche des peinigenden Bewußtseins, daß mir heimlich Unrecht zugefügt werde, zwang das arme Weib, ein Maß von Innigkeit für mich aufzubringen, das nur dieser Wunderbronnen der Liebe sich selbst erschöpfend herzugeben vermag. Sie hat uns beide mit aller Innigkeit geliebt.

Das Werk der Vernichtung, das ich Unglücklicher begonnen hatte, war längst über meinen Verstand hinausgewachsen. Ich erfand die dümmsten Gründe, die ihn von seiner Reise abhalten sollten. Sie kamen schon viel zu spät. Auch er fühlte sich dem fürchterlichen Brand nicht mehr gewachsen, der sich zwischen den beiden angefacht hatte. Nun sah er in seiner Reise schon den letzten Ausweg, sich und uns aus dem verheerenden Zyklon aufgepeitschter Leidenschaften zu erretten.

So kam endlich der schwere Tag heran. Um fünf Uhr sollte er uns seinen Abschiedsbesuch abstatten. Sie hatte den ganzen Tag daheim verbracht, unfähig etwas zu sagen, anscheinend auch unfähig etwas zu denken. Ich hatte mir auswärts zu schaffen gemacht, um ihr die Qual eines Gespräches zu ersparen. Es war schon gegen fünf, als ich ins Zimmer trat. Ich fand sie sonderbarerweise noch in ihrer Haustoilette; sie hatte nicht wie sonst ein anderes Kleid angezogen. Hatte sie es nur vergessen oder..., ich weiß es nicht. Sie schien mein Eintreten gar nicht bemerkt zu haben.

Wie ich nun aber dastand, durchschauerte mich plötzlich das Gefühl, daß ich hier vollkommen überflüssig sei..., daß ich jetzt nicht hierher gehöre..., daß ich hier in einem fremden Tempel stünde, wo fremde Andächtige in fremden Sprachen zu einer fremden Gottheit zu beten im Begriffe wären.

Fort von hier! schrie es in mir. Und ich stammelte etwas von einem dringenden Gange, den ich noch hätte, und daß ich ihn am Bahnhof noch treffen und ihm dort Lebewohl sagen wollte. Und ging.

Sie kam mir ins Vorzimmer nach.

„Du läßt mich allein?“ sagte sie, und eine ungeheure Seelenangst zitterte aus ihren Augen.

„Ich muß, mein Kind,“ antwortete ich und zog die Tür hinter mir zu.

Durch das offenstehende Guckloch sah ich sie noch einmal. Die Arme schlaff hängen lassend, lehnte sie an dem Türstock und starrte regungslos vor sich hin.

Einige Augenblicke später dürfte er geklingelt haben. Mit den wenigen Worten, die mit ihm zu sprechen ich noch Gelegenheit hatte, berichtete er mir, daß er durch das Guckloch beobachten konnte, wie sie bis in die Nähe der Tür kam, dann aber plötzlich stehen blieb, kurz überlegte und dann, statt zur Tür, zum Fenster trat, das in den gähnenden Abgrund des Lichthofes schaut.

Sie wollte ihm nicht als reife Frucht in die Arme sinken.

Er war nicht da, als wir sie begruben. Gestern trug ich ihr einen Strauß frischer Blumen hinaus. Als ich an den Hügel trat, lag schon ein Strauß da. Genau an der Stelle, unter der ihr Herz sich nun ausschweigt. Ich legte meinen Strauß daneben....

*

Fünf Minuten später war ich wieder im Tabakladen und durchstöberte fünf Kilogramm vergilbte Papiere und Zeitungen, die die Eigentümerin des Ladens vor einigen Wochen aus dem Nachlasse eines alten, in Einsamkeit gestorbenen Hagestolzes gekauft hatte.

Aber ich konnte den Anfang und das Ende nicht finden zu der kleinen Tragödie, die schon — Makulatur geworden war.



Brand in der Unterwelt

In einem 20 Meter tiefen Schacht der im Bau befindlichen Untergrundbahnstrecke Berlin-Lichtenberg brach infolge Kurzschlusses Feuer aus, das außerordentlichen Schaden anrichtete.

Die Maus

Von Walther Harich.

Das ist eben die Frage: Wie weit haben wir Menschen es verstanden, überhaupt auf dieser Erde eine Rolle zu spielen? Wir denken, eine sehr große, weisen auf unsere Riesenstädte, auf die hunderttausende Areale von bestelltem Boden hin, auf die strombar gemachten Flüsse, die durchtunnelten Gebirge. Wir glauben, in der Familie der Lebewesen mindestens so etwas wie der große Onkel zu sein, der gewaltig mit Riesenschritten über die Schöpfung dahinschreitet. Jede Familie hat einen solchen gewaltigen Onkel, der über Schicksal, Berufswahl, Heirat von Nichten und Neffen entscheidet. (Mehr als der Papa gemeinhin, wenn nicht der Papa zufällig der große Onkel selber ist.) Aber ich bezweifle sehr, daß wir in der Familie der Geschöpfe dieser große Onkel sind. Es ist immer die Frage, ob Berlin von den lumpigen vier Millionen Menschen, oder nicht vielmehr von einigen hundert Millionen Ratten bewohnt wird. Wer will da entscheiden? Wir haben Berlin gebaut. Aber wer weiß, ob die Ratten unter der Erde nicht viel mehr an Gängen, Tunnelen, Plätzen, unterirdischen Seen und Grotten, wahren Domen und Erdkratzern geleistet haben? Sie kratzen wenigstens die Erde, aber kratzen unsere Wolkenkratzer etwa die Wolken? O Hochmut! Was Hochmut? Nein, Hochstapelei. Nein, wir stapeln ja eben gar nicht so furchtbar hoch, wie die Rotten vielleicht tiefstapeln. Also sagen wir: o Größenwahn der Menschheit!

Wir tun so, als wären alle Geschöpfe für uns da. Nicht nur, daß wir sie essen und schlachten, nein, wir glauben geradezu, daß die Mücken nur für unsere seidenbestrumpften Beine, die Bienen nur dazu da wären, um beim Frühstück auf der Veranda um unsere Honigbrote zu sumsen. Es ist Größenwahn, zu glauben, daß die Fliegen die Aufgabe hätten, uns beim Nachmittagsschlaf zu ärgern und sich ausgerechnet immer auf unsere Glatze zu setzen, Schmetterlinge und Hummeln haben uns eben auf dem Spaziergang zu umschwirren, was? Ich sage aber: im Gegenteil! Wir Menschen sind in einer geradezu lächerlichen Minorität. Wir alle kennen Hummeln und Schmetterlinge, aber wie wenig Hummeln und Schmetterlinge kennen uns? Wissen wir, ob nicht bei ganzen Hummelstämmen, wie sie vielleicht auf einer Wiese in dem großen Walde leben, das Gerücht wie eine dunkle Sage geht: einmal habe eine Hummel so ein großes ungeschlachtes Wesen auf zwei Beinen getroffen? Aber das ist schon lange her und kaum zu glauben? Nein, wir müssen nicht immer alles auf uns beziehen. Wir spielen eine ganz geringe Rolle. Von Hunderttausenden von Mäusen bricht nur vielleicht einmal eine in unsere Speisekammer ein, während wir so tun, als ob es das einzige Geschäft der Mäuse wäre, von unserer Milch und unserem Zucker zu naschen. —

Ich empöre mich über diesen Größenwahn, ich mache ihn nicht mit. Ich springe nicht mit Flöhen und Gewürm der Nacht, das sich abends um meine Lampe sammelt, um, als ob es mir gehöre. Mein Vorbild bleibt jener türkische Hauptmann, mit dem ich einmal im Kriege auf der Eisenbahn zusammen fuhr. Wir kamen aus Mazedonien, und es war noch vor der großen Entlausungsanstalt. Damit sei unser Reinlichkeitszustand kurz bezeichnet. Wir deutschen Offiziere kratzten und juckten uns, ohne der leicht verletzlichen Tierchen zu gedenken, wir rissen uns die Waffenröcke auf und warfen die kleinen Passagiere, nur weil sie nicht bezahlt hatten, rücksichtslos zum Fenster hinaus. Was aber tat unser türkischer Bundesgenosse? Sorgsam nahm er eines um das andere ab und setzte es in den Gang des Wagens, wobei er noch die Fenster schloß, um nicht Zugluft zu erregen. Dieser heroische Mann und sein Beispiel haben erst das rechte Verhältnis meiner kleinen Person zu dem gewaltigen bewohnten Universum bei mir wieder hergestellt.

Nein, Herr Setzer! Erlauben Sie, es ist kein Druckfehler: Die Ueberschrift heißt ganz richtig die Maus. Sie brauchen es nicht zu korrigieren. Dies alles ist ja nur eine notwendige Vorbemerkung, damit der Leser nicht erstaunt und sich ungefähr vorstellen kann, wie es ist, wenn ich nun auf meinem Lebenswege einer Maus begegne. Ich bin da ganz ehrlich und konsequent. Ich rufe da nicht die Köchin oder gar den Kammerjäger. Dann würde ich ja zur Kategorie jener Menschen gehören, die es nicht übers Herz bringen, ein Reh zu schießen, aber Rehbraten sehr gern verspeisen. (Leider gehöre ich zu dieser Kategorie. Aber Mäuse schmecken ja nicht.)

Um nicht töten zu müssen, hatten wir den Vorbesitzer unseres Häuschens sehr genau ausgefragt, ob vielleicht Mäuse drin wären. Aber es waren wirklich keine drin. Und es kamen auch keine während Wochen und Monaten. Aber eines Nachts hörte ich ein verdächtiges Geräusch. Er kratzte an den Tapeten, nagte am Holz und spielte schließlich Harfe in den Spiralferern der Matratze. Und draußen tobten Sturm und Regen ums Haus. Keinen Hund hätte man hinausschicken mögen. Ich weckte meine Frau und knipste das Licht an. Da sahen wir sie sitzen. Sie saß zierlich vor dem Hochgebirge unserer Stiefel und schnupperte. Offenbar hatte sie Hunger und prüfte das Leder auf seine Eßbarkeit. Aber so wie sie sich beobachtet fühlte, schnellte sie sich in eine Ecke unter den Schrank, war ganz unhörbar und kam nicht wieder hervor. „Wir müssen ihr etwas zu essen geben," sagte meine Frau. (Sie hat zwar den türkischen Hauptmann nicht gesehen, aber ich habe sie bekehrt.) „Nein," meinte ich, „ich glaube, sie will jetzt schlafen. Wir wollen sie nicht stören." Und ich knipste ganz vorsichtig das elektrische Licht wieder aus. Aber sowie es dunkel war, begann sie wieder mit dem Kratzen und dem Harfespielen. Es war auf die Dauer unmöglich zu schlafen, aber das schlimme war, auch der Maus schien der Aufenthalt in diesem Zimmer unmöglich. Sie kletterte mit ihren kleinen Füßen die Wände hoch und raschelte wieder herunter. Wie leicht könnte sie sich etwas tun, und im übrigen, auch wenn Mäuse die Wände hochgehen, haben sie sicherlich ihre stärksten Gründe dafür. Sie hatte gewiß furchtbaren Hunger. „Siehst du," sagte meine Frau, „ich hätte ihr gleich etwas zu essen besorgen sollen." Aber ich glaubte, doch auch schließlich das menschliche Recht neben dem des Tieres behaupten zu müssen. „Gut", sagte ich, „sie soll ja etwas bekommen, aber zugleich möchte ich sie aus dem Zimmer, ja, wenn es geht, aus dem Haus heraus haben."

„Es wird uns schon etwas einfallen," meinte meine Frau, und wir zogen uns Schlafröcke an und gingen in die Küche hinunter. Eigentlich wußten wir beide schon, was uns einfallen würde. Unten in der Speisekammer stand eine Mausefalle. Wir waren ganz unversehens zu ihr gekommen, weil ein solches Instrument eben zu einer vollständigen Aussteuer gehört. An sie dachten wir. Natürlich würde man sie irgendwie unschädlich machen. Die Maus sollte bei ihr in einen Behälter mit Wasser fallen. Wir brauchen nun ja kein Wasser hineinzutun, die ganze Falle nur so als Transportmittel benutzen. Ein grüner Wagen gewissermaßen, der aber unseren Gast in die Freiheit kutschieren sollte. Wir sahen uns die Falle an. Es ging. Nur war es nötig, daß man in dem Augenblick, in dem die Maus hineinplumpst, diesen Wasserbehälter mit einem Pappdeckel etwa zudeckt. Aber es war im ganzen Haus kein Speck zu finden, so sehr wir die Speisekammer auch um und um drehen mochten. „Halt!" sagte ich auf einmal, „es muß noch ein Stück Leberwurst da sein, mit Speckstückchen drin." Und das war das Richtige. Es war nur noch ein Zipfel, und mehr als zwei kleine Speckstückchen fanden wir nicht, obwohl ich mit einem Messer die Masse durch und durch wühlte. Es war zu wenig. —

„Ob sie auch Wurst frißt," sagte meine Frau. Ich war der Ansicht, daß sie es tun würde, und so briet nun meine Frau — wir nahmen noch ein Stück Butter dazu — die Wurst mit den Speckwürfeln. Ein herrlicher Geruch verbreitete sich im ganzen Haus. Endlich waren wir fertig. Ich nahm einen Zigarrenkistendeckel, schnitt ihn zurecht, um ihn im gegebenen Moment über den leeren Wasserbehälter zu decken, sobald die Maus in die Falle gegangen sein sollte. Ich übte es unten dreimal, dann gingen wir hinauf, um die Maus zu beköstigen und zu ihrer Freiheit zu fangen. Aber sie war nicht mehr dort. Durch die offene Tür war sie hinausgerutscht und durch das offene Korridorfenster entkommen. „Wie kannst du auch bei diesem Wetter das Korridorfenster auflassen!" schnauzte ich. „Was soll die Maus mit ihrem leeren Magen bei diesem Wetter draußen?" Und wir standen da mit unserer Kunst, d. h. der gebratenen Leberwurst. Es war wirklich schlimm. Wir löschten das Licht wir hofften immer noch, daß sie wieder zur Harfe greifen und sie schlagen würde. Aber sie war wirklich weg, ganz weg.

Betrübt sahen wir am anderen Morgen, daß das Wetter nicht besser geworden war. Sturm und Regen umtobten das Haus. Weit konnte die Maus nicht gekommen sein. Und wirklich, auf einmal, einige Stunden später, sehen wir sie auf dem Gesims an den Fenstern vorbeilaufen. Dreimal lief sie herum. Wir legten die Wurst, nachdem wir sie noch einmal aufgebraten hatten, vor das eine Fenster auf das Gesims. Es mußte draußen duften wie bei Kempinski. Wir warteten, aber keine Maus ließ sich sehen, obwohl der Tisch gedeckt war. Auch bei den anderen Fenstern kam sie nicht mehr vorbei. Am nächsten Tag fanden wir sie tot im Garten liegen. Der Sturm hatte sie zerschlagen, der Regen hatte sie vernichtet. Sie war gerade gestorben und vom Gesims heruntergefallen, während wir ihre Wurst aufbrieten...

Vielleicht scheint das kein besonderer Vorfall. Aber wir jedenfalls standen ergriffen. Die große Lebensmelodie rauschte vor uns auf. War hier nicht ein Sinnbild des Lebens selber Gestalt geworden? War das Leben nicht etwa so?! Man stirbt, während die Wurst gebraten wird, an Ermattung! Ja, so ist das Leben!

Man kann es nicht immer ändern. Aber wir machten uns doch Vorwürfe, daß wir die Tür und das Fenster in der Nacht offengelassen hatten, durch die das Tierchen in sein Verderben stürzte. Wir begriffen die Lehre, die das Schicksal uns geben wollte: Man darf nicht nur gut sein, man muß auch schlau sein, sonst nützt alle Leberwurst nichts. Seitdem hat uns keine Maus mehr besucht. Da haben wir's nun.



Ein neuer deutscher Höhenweltrekord

wurde am 26. Mai von dem jungen Pilot Willi Neunhofer aufgestellt, der über dem Flugplatz der Junkerswerke in Dessau mit einer Junkersmaschine vom Typ des Ozeanflugzeuges „Bremen" eine Höhe von 12 500 Metern erreichte.

Kunstseide

Von Dr. Karl Wehner.

Entgegen der allgemeinen Annahme, daß die Kunstseide, die heute aus der Mode nicht mehr wegzudenken ist, erst um die Jahrhundertwende geboren sei, lehrt uns einen Blick in die Geschichte, das Alter unserer künstlichen Textilfaser nicht zu unterschätzen. Zwar kann der Forscher nicht in die Jahrhunderte, ins graue Altertum abschweifen, aber es genügt doch, zu wissen, daß die vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten der Kunstseide schon vor hundert Jahren von einem emporstrebenden Pariser Kaufmann erkannt und marktfähig gemacht wurden.

Besagter Fabrikant, Monsieur Pavy, verarbeitete um 1830 eine Pflanze, deren „Nam' und Art" sein Geheimnis blieb, zu einem künstlichen Textilstoff, den er „Pflanzenseide" nannte. Diese Kunstseide wird in zeitgenössischen Berichten als von seidenartigem Glanz und von solcher Geschmeidigkeit geschildert, daß sie sich mühelos verarbeiten ließ. Vier Fäden, je zu mehreren Fuß Länge, waren zusammengedreht so stark, daß sie ein Gewicht von 40 Pfund tragen konnten; eine ganz respektable Leistung!

Was verfertigte nun Pavy aus seiner Pflanzenseide? Nun, eine ganze Reihe Gegenstände: Teppiche, Hüte, Körbe und — ja, lieber Leser, jetzt wirst du staunen! — Kleider! Drei Qualitäten stellte er her, nämlich feine, mittlere und grobe Pflanzenseide. Aus der feinen Kunstseide fabrizierte er neben Kleidern zierliche und dauerhafte Möbelüberzüge und Decken. Die mittlere Gattung diente ihm zu Teppichen, die an Schönheit und Haltbarkeit den Wollteppichen weit überlegen gewesen sein sollen. Besonders hervorgehoben wird sogar, daß sie keine Feuchtigkeit aufsaugten, sich mit der Bürste gut reinigen ließen und gewaschen sowie an der Sonne getrocknet werden konnten, ohne daß die Farben verschossen. Was den Abnehmern solcher Teppiche ein besonderes Vergnügen bereitete, war der Umstand, daß diese Stücke beiderseitig aufgelegt werden konnten, Vorder- und Rückseite mithin gleichwertig waren. Auf manchen Teppichen stand die Pflanzenseide fingerlang hervor, so daß man darin die Füße verstecken und hübsch warm halten konnte. Grüne, mit Blumen durchwirkte Teppiche gab es, die dem Fußboden „das Aussehen einer Wiese" gaben — doch diese Mitteilung wollen wir lieber mit etwas Skepsis aufnehmen, weil sich in Dingen der Aesthetik der Geschmack denn doch allzu sehr gewandelt hat.

Aus der gröberen Pflanzenseide wurden Stricke, Schiffstaue, Pferdehalfter, Zaumzeuge jeder Art, Strohsäcke, Polster, Kokarden, Vorhänge, viele Posamentierarbeiten, Tapeten usw. hergestellt. Der Chronist fühlte sich geradezu veranlaßt, eine Hymne auf die Farbenpracht der mit Pflanzenseide tapezierten Zimmer zu singen. Die aus grober Pflanzenseide fabrizierten Stricke und Taue nahmen keine Feuchtigkeit an und galten für viel dauerhafter als Hanffabrikate.

Durchgesetzt allerdings hat sich Pavys Pflanzenseide nicht. 1884 kam wieder ein Franzose, der Chemiker Hilaire de Chardonnet, auf den Gedanken, Kunstseide aus Baumwolle zu gewinnen. Jedoch scheiterte sein Verfahren daran, daß seine Kunstseide zu teuer wurde.

Das heute führende Viscose-Verfahren wurde in den Grundzügen von Croß, Bevan und Beadle ausgearbeitet. Es besteht im wesentlichen darin, daß die Nadelholzstämme von Eiweiß, Harzen und sonstigen Bestandteilen befreit werden, bis als Rohstoff reine Zellulose übrig bleibt. Dieser reine Zellstoff wird danach 22 Stunden lang mit Natronlauge gekocht, die Lauge wird abgepreßt, das Produkt mit Schwefelkohlenstoff behandelt, bis schließlich eine zähflüssige Masse, die Viscose, entsteht.

Von der gesamten Weltproduktion an Kunstseide entfallen heutzutage schon 88 Prozent auf Viscose-Seide, während sich die anderen Kunstseidearten (Kupfer-, Nitrat- und Azetat-Seide) in den Rest teilen. Wie rapid sich das Geschäft entwickelte, geht wohl am besten daraus hervor, daß man Kunstseide bis 1912 fast ausschließlich zur Anfertigung von Borten und Besatzartikeln verwandte, daß der Weltbedarf 1919 nur 20 900 Tonnen betrug, daß aber das Jahr 1928 bereits einen Hunger nach 120 000 Tonnen Kunstseide sah, denen eine Naturseidenmenge von etwa rund einem Viertel dieser Zahl gegenüberstand.

Die führenden Firmen auf dem Kunstseidenmarkt sind J. P. Bemberg-A.-G. in Deutschland, Courtney Ltd., ein sehr altes, früher in Baumwolle führendes Haus in England, und die Firma Chatillon in Mailand.

Lustige Ecke

Meine Nichte.

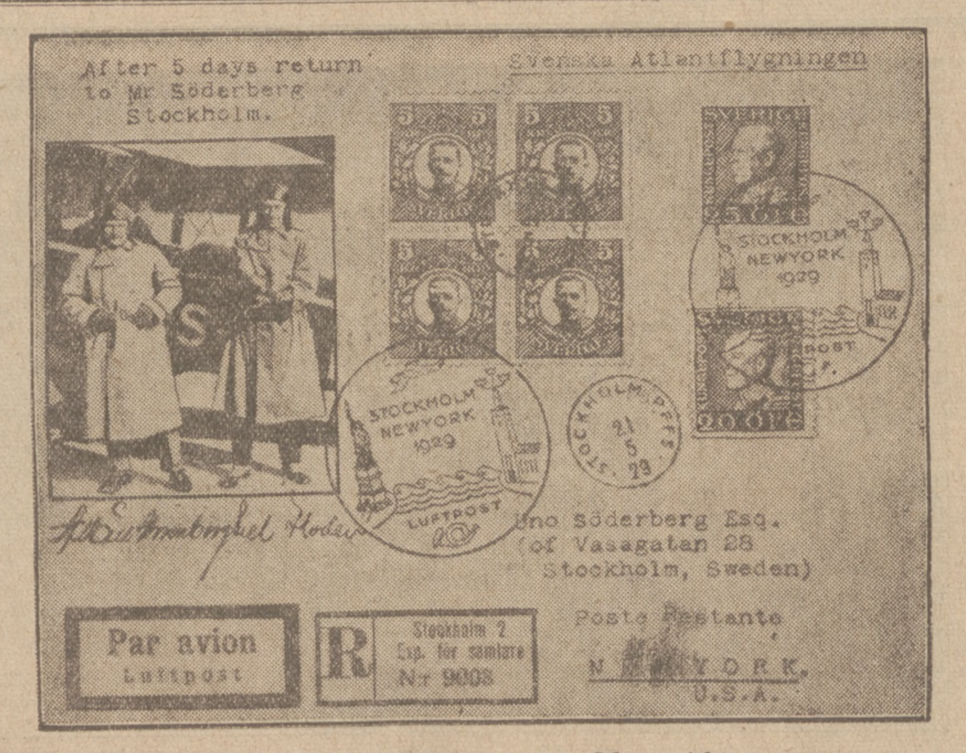
Meine Nichte stellt sich auf die äußersten Zehenspitzen und läßt den Brief mit Mühe und Not in den Briefkasten gleiten.

Dann wartet sie zwei Sekunden.

„Glaubst du," fragt sie endlich, „daß der Brief jetzt schon ein wenig weiter ist?"

Sie ist so naschhaft, daß sie sich mit dem Kuchen sogleich vor den Spiegel stellt.

„Auf die Art," sagt sie, „auf die Art eß ich zwei Kuchen!"



Flugpost Schweden—Amerika

Bei dem Atlantikflug, den die Schweden Kapitän Ahrenberg und Leutnant Floden (links) mit einem Junkers-Wasserflugzeug im Juni ausführen wollen, wird auch umfangreiche Post befördert werden.

Börsenkurse vom 29. 5. 1929			
(11 Uhr vorm. unverbindlich)			
Warschau . . .	1 Dollar	amtlich =	8.91 zł
		frei =	8.92 zł
Berlin	100 zł	=	47.114 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.	=	212 25 zł
	1 Dollar	=	8.91 zł
	100 zł	=	47.114 Rmk.

gelei wurde eigentlich für den Eigenbedarf für die Grube selbst geschaffen, während die zweite käuflich erworben wurde. Es ist das die größte Ziegelei in Myslowitz und gehörte noch vor einem Jahre einem gewissen Wojcik. Jetzt ist sie Eigentum der Myslowitzgrube und ist voll beschäftigt. Während noch vor einem Jahre dort 20 Arbeiter beschäftigt waren, sind bereits jetzt 80 Arbeiter beschäftigt. So viele Arbeiter dürfte kaum in der Wojewodschaft eine zweite Ziegelei beschäftigen. Die Bezahlung der Ziegeleiarbeiter ist jedoch wirklich miserabel. Sie ist auch nicht einheitlich, da die Arbeit auch sehr verschieden ist. Zum größten Teil ist es Stundenlohn, aber auch Akkordlöhne werden gezahlt. Die Normalleistung eines Ziegeleiarbeiters sind 1000 Stück Ziegeln pro Tag. Leistet er mehr, so ist das sein „Vorteil". Bei 1000 Ziegeln bekommt der Arbeiter für die Stunde ungefähr 46 Groschen und bei einer achtstündigen Arbeitszeit 3,68 Zloty. Das ist lächerlich wenig, weshalb die Arbeiter sich schrecklich anstrengen um mehr zu leisten, was auch in der Regel geschieht. In solchem Falle verdient der Arbeiter 5 Zloty und noch mehr, aber das geht schon auf Kosten seiner physischen Kräfte bezw. seiner Gesundheit. Jedenfalls sind die Löhne in den Ziegeleien den heutigen Teuerungsverhältnissen nicht im geringsten angepaßt und die Arbeiter, die in den Ziegeleien arbeiten, können sich mit ihren Familien nicht einmal sattessen. Die Bezahlung der Arbeiterinnen ist noch viel schlechter. Die ist auch verschieden und richtet sich nach der Arbeit, aber sie bewegt sich zwischen 2 und 3 Zloty. Bei den Feldarbeiten zahlt die Myslowitzgrube, die der größte Grundbesitzer in Myslowitz ist, ebenfalls 2 Zloty pro Tag. Also eine fürstliche Bezahlung. Was sollen sich diese Leute für das Geld zuerst kaufen? Zum Sterben ist es zu viel, aber zum Leben reicht es nicht. Dabei machen jetzt die Ziegeleien glänzende Geschäfte und sind mit Bestellungen überhäuft.

Regulierung der Przemsa. In diesen Tagen ist mit den Regulierungsarbeiten am Flußlauf der Przemsa begonnen worden und zwar geht dieselbe flußaufwärts vor sich. In der Gegend von Jelen sind Baggermaschinen aufgestellt worden welche das Flußbett bereinigen und vertiefen sollen. Bei diesen Arbeiten haben eine Menge Arbeitsloser Beschäftigung gefunden. —h.

Auswanderertransport. In der letzten Woche ist von der Französischen Auswandererzentrale in Myslowitz ein Transport von 949 Arbeitern nach Frankreich geleitet worden. Der Haupttransport erfolgte am Freitag, den 24. d. Mts. —h.

Schwientochlowitz u. Umgebung

So wird es gemacht. Von polnischer Seite hat der Seelenfang in Orzegow neue Methoden angenommen. Den Seelenverkäufer spielt ein gewisser Kokotz, früher Kokott, der bis vor kurzem Mitglied des Deutschen Gesangvereins war und sich als Deutscher aufspielte. Dieser „Wetterhahn", der seine Gesinnung nach dem Winde dreht, geht bei seiner Arbeit auf raffinierte Weise vor. Er bestellt sich die Frauen der erziehungsberechtigten deutschen Eltern in seine Wohnung und beeinflußt sie dort nach allen Regeln der Kunst, bis er sie so weit hat, daß sie eine Erklärung unterschreiben, ihre Kinder aus der Minderheitsschule in die polnische Schule zu schicken. Selbstverständlich verspricht er den armen Frauen goldene Berge (was man nicht besitzt, kann man bekanntlich leicht versprechen; oder handelt er in jemandes anderen Auftrag, der des Wetterhahns Versprechen einlösen will und ihm selbst eine „Tantieme" für seine Wirksamkeit versprochen hat?). So will er z. B. den Kindern nach Schulaustritt eine gesicherte Stellung verschaffen. (Warum fängt er nicht zuerst bei sich selber an? Er könnte doch auch eine Arbeit gebrauchen, die ihn von dummen Gedanken und nutzlosen Tätigkeit abhalten würde, da er doch selber schon drei Jahre arbeitslos ist?) Und warum sorgt er nicht dafür, daß die vielen tausend polnischen Arbeiter, die nach Deutschland gehen müssen, um daselbst ihr Brot zu verdienen, in Polen untergebracht werden? Wie verträgt es sich ferner mit seiner Agitation, daß er so häufig in Beuthen weilt und dort auf die Polen schimpft und sich als Deutscher aufspielt?

Pleß und Umgebung

Zu der Betriebsratswahl bei der Fa. Büschel in Nikolai. Am Freitag, den 31. d. Mts., finden die Betriebsratswahlen bei der Fa. Büschel statt. Seitens der Arbeiter sind 2 Listen eingereicht worden. Liste 1 vertritt die Polnische Berufsvereinigung, mit dem Spitzenkandidat Siedlaczek. Dieser hatte seit einigen Jahren die Ehre, als 1. Vorsitzender des Betriebsrates zu walten und hatte es verstanden, die Rechte der Arbeiter so zu vertreten, daß heute die Belegschaft rechtlos, fast ohne jeglichen Schutz, der Willkür des Arbeitgebers resp. seinen Antreibern preisgegeben ist, denn Pan S. hat andere Sachen zu erledigen, als Arbeiterrechte zu vertreten, denn das bringt weniger ein. Möge zu dieser Wahl die Belegschaft die Augen aufmachen und geschlossen nur für die Liste Nr. 2 des Deutschen Metallarbeiterverbandes, mit dem Spitzenkandidat Max Kroll, stimmen, denn nur diese Liste kann für eine ersprießliche Arbeit Gewähr leisten. Darum alle Stimmen nur der Liste Nr. 2, denn der Wahltag soll für den Pan S. ein Zahltag sein.

Nikolai. (Vom Bergbauindustrieverband.) Die Zahlstelle Nikolai beteiligt sich geschlossen an der 25jährigen Jubiläumsfeier der Zahlstelle Janow am 2 Juni. Mit dem 8 Uhr-Zuge erfolgt die Abfahrt nach Kattowitz. Dort Treffpunkt im Zentralhotel, von dort Weiterfahrt nach dem Ort, wo die Feier abgehalten wird.

Republik Polen

Der Sohn des Glücks.

Wunder sind heute sehr selten, aber es geschehen auch in diesen Zeiten einer angeblich neuen Sachlichkeit noch Dinge, die sich kein Sterblicher ohne weiteres träumen ließe. Z. B. das hier weiter unten geschilderte Begebnis. Es könnte einem Filmmanuskript entnommen sein oder einem solchen als Vorwurf dienen. Also:

Eine merkwürdige Geschichte hat der brave Polizeiwachtmeister Zgura in Warschau erlebt. Als er eines Morgens vom Nachtdienst nach Hause kam, fand er vor seiner Türe einen drei Monate alten Säugling, dem ein Zettel beilag mit der Aufschrift: „Dieser Junge ist ein Sohn des Glücks; wer ihn aufnimmt und erzieht, wird es nicht zu bereuen haben." Im Einverständnis mit seiner kinderlosen Frau behielt der Polizist das Kind. Schon am nächsten Tage erschien ein Dienstmann und überbrachte im Auftrage eines Unbekannten eine Summe von 500 Zloty. Das wiederholt sich dann jeden Monat. Den Eheleuten gefiel das Kind und die mit ihm verbundene finanzielle Regelung so gut, daß sie, um sich die Sache weiterhin zu sichern, beschlossen, den Jungen zu adoptieren. Der Entschluß lohnte sich, denn nun erhielt der Wachtmeister gleich 20 000 Zloty auf einmal. Die hohe Summe beunruhigte ihn aber doch, und in der Furcht, schließlich in einen Skandal verwickelt zu werden, der ihn seine Stellung kosten könnte, machte er seiner vorgesetzten Behörde Mitteilung. Es gelang aber auch dieser nicht, die Herkunft des geheimnisvollen Säuglings und die großzügige Geldgeberin festzustellen. Der Dienstmann, der die erste Summe überbracht hatte, konnte nur angeben, daß er das Geld von einer vornehm gekleideten Dame erhalten hatte, die aus einem der ersten Hotels der Stadt kam. Wenige Tage später aber erhielt der Wachtmeister eine Anweisung auf 100 000 Zloty und einen Brief, in dem er aufgefordert wurde, seinen Dienst zu liquidieren, sich ein kleines Landgut in der Nähe der Stadt zu kaufen und dort mit seiner Frau und dem Kinde zu leben. Der Wachtmeister ließ sich das nicht zweimal sagen.

Inzwischen war auch die Presse auf den Fall aufmerksam geworden, Reporter und Photographen bestürmten das Haus und „Der Sohn des Glücks" ist heute die große Sensation von Warschau. Phantasievolle Leute wollen wissen, daß der Junge die Frucht eines illegitimen Liebesbundes zwischen einem jungen Studenten und der Tochter einer sehr bekannten Familie des Landes sei.

Hätten Sie sich, geneigte Leserin, so etwas jemals träumen lassen? Wie gesagt, es könnte ein Filmmanuskript, soll aber doch volle Wahrheit sein.

Lodz. (Ein betrügerischer Gerichtsapplikant.) Vor etwa zwei Jahren war Lipman Dafner, der Sohn des Fabrikanten Dafner, Zgierska 14, beim Untersuchungsrichter als Gerichtsapplikant eingetreten. Er hatte bereits alle Instanzen absolviert und sollte nur noch für zwei Wochen in die Hypothek gehen, um dann das Richterexamen abzulegen. Durch einen dummen Streich machte er seine ganze Karriere zunichte. Einige Tage vor seiner Versetzung nach der Hypothek kam zu ihm die Frau des in Lodz bekannten Fleischereibesitzers Martha Langhoff, gegen deren Mann ein Verfahren eingeleitet worden war. Nach längeren Verhandlungen erklärte sich Dafner einverstanden, das Verfahren gegen eine Abfindungssumme von 2000 Zloty niederzuschlagen. Auch Frau Langhoff erklärte sich bereit, die geforderte Summe zu bezahlen. Sie kehrte am Tage darauf nach dem Büro des Untersuchungsrichters zurück und übergab Dafner 200 Zloty als Anzahlung mit dem Bemerken, daß sie die restlichen 1800 Zloty nach der erfolgten Niederschlagung des Verfahrens entrichten werde. Dafner, der sich als Untersuchungsrichter ausgab, erklärte, daß die Angelegenheit in etwa zwei Tagen erledigt sein werde. Tatsächlich erhielt Frau Langhoff einige Tage darauf die mit dem Datum des 6. März versehene Mitteilung des Untersuchungsrichters, daß das Verfahren des Herrn Langhoff niedergeschlagen sei. Mit dieser Mitteilung begab sich Frau Langhoff zu dem Verteidiger ihres Mannes, Rechtsanwaltsapplikant Schweidler, dem sie erzählte, auf welche Weise es ihr gelungen sei, ihren Mann vor Strafe zu retten. Mit großem Erstaunen hört der Rechtsanwaltsapplikant diese Erklärung, wußte er doch, daß die Niederschlagung des Verfahrens vollkommen normal erfolgt sei, da Langhoff unschuldig ist. Er begab sich sofort nach dem Büro des Untersuchungsrichters, wo er in Erfahrung brachte, daß die Niederschlagung bereits am 2. März erfolgt war, also noch vor dem Tage, an dem Frau Langhoff zum ersten Male bei Dafner erschienen war. Rechtsanwaltsapplikant Schweidler machte hiervon sofort dem Staatsanwalt Mitteilung, der die Verhaftung Dafners anordnete. Gestern hatte sich Gerichtsapplikant Dafner vor dem Lodzer Bezirksgericht zu verantworten. Er erklärte, daß er die Familie Langhoff genau kenne und das Geld nicht als Bestechung angenommen habe. Er habe Frau Langhoff nur versprochen, ihr sofort von der Niederschlagung des Verfahrens Mitteilung zu machen. Frau Langhoff, die als Zeugin vernommen wurde, sagte aus, daß sie Dafner erst im Büro des Untersuchungsrichters kennengelernt habe. Sie habe ihm die 200 Zloty als Vergütung für die Niederschlagung des Verfahrens gegeben und ihm versprochen, den Rest in einigen Tagen zu entrichten. Staatsanwalt Mandecki wandte sich scharf gegen derartige Verbrechen, die geeignet sind, die Einrichtung des Untersuchungsrichters und der Staatsanwaltschaft herabzusetzen. Man müsse ein Exempel statuieren und ein strenges Strafausmaß ansetzen. Rechtsanwalt Forelle bat hingegen um Freispruch, indem er erklärte, daß Dafner die 200 Zloty nicht als Bestechungsgeld angenommen habe, sondern als Darlehen. Nach einer längeren Beratung machte das Gericht das Urteil bekannt, das auf ein Jahr Besserungsanstalt lautet.

Der Juwelendiebstahl der Komteß Monroy

Selbstmord ihres Verlobten

Zu der sensationellen Aufklärung des Juwelendiebstahls bei der Gräfin Hermersberg im Dezember v. Js. und der Festnahme ihrer 23jährigen Nichte, der Komteß Elsa von Monroy, sowie zu dem in diesem Zusammenhang verübten Selbstmord des Rittmeisters a. D. von Wedel, erfährt der Berliner Lokalanzeiger noch folgende Einzelheiten:

Unter den Zeugen, die wegen des Schmuckdiebstahls vernommen wurden, befand sich auch der Verlobte der Komteß, der 43jährige Rittmeister a. D. Fritz von Wedel, dessen Bekundungen erkennen ließen, daß er von dem Diebstahl seiner Braut nichts gewußt habe. Dienstag früh sahen nun Spaziergänger im Jagen 21 des Grunewalds einen Mann mit einer Schußwunde auf der Erde liegen. In den Taschen des Toten fand man einen Zettel mit der Notiz „Dienstag 11—1 Uhr Kriminalkommissar Beyer, Polizeipräsidium" und eine Quittung des Polizeigefängnisses über eingezahlte 50 Mark zugunsten der Komteß Monroy. Danach erkannte man sofort den Erschossenen. Die Verhaftung der Komteß erfolgte durch Kriminalbeamte im Hotel in dem Augenblick, als sie gerade zum Ausgehen fertig angezogen war. Auf dem Polizeipräsidium erlitt sie nach dem Geständnis einen nervösen Zusammenbruch. Ihre Tat ist nur darauf zu erklären, daß sie das volle Vertrauen ihrer Tante, der Gräfin Hermersberg, genoß und über die Aufbewahrung der Juwelenkassette unterrichtet war. Mitte dieses Monats kam es zwischen Mutter und Tochter zu einem Streit, worauf letztere das Haus verließ. Zum Schein nahm sie vor kurzer Zeit die Stellung als Stenotypistin bei einem Rechtsanwalt an, gab den Posten aber bald wieder auf. Eine kostbare Perlenschnur war nach Wien weitergegeben worden. Komteß Monroy gibt als Grund für ihre Tat das Verlangen an, dem selbst vermögenslosen Rittmeister von Wedel gegenüber als reich zu erscheinen. Von dem Selbstmord ihres Bräutigams hatte sie noch keine Kenntnis. Wie die Komteß behauptet, hat der Rittmeister von dem Diebstahl niemals etwas gewußt. Das von ihr angegebene Versteck der Kassette hat sich als falsch erwiesen, jedoch will Kriminalkommissar Beyer den Ort bald ausfindig machen.

Die Angelegenheit erinnert ältere Berliner an die Zeit, da die Familie Renz im Berliner Leben eine so große Rolle spielte. Denn es handelt sich hier um die 1906 in Paris geborene Tochter des sizilianischen Fürsten von Pangolfina Guiseppe Monroy, der sich 1905 in London mit der damals 29jährigen in Berlin geborenen Klotilde Walter-Hager vermählte, die zur Zirkusfamilie Renz gehörte. Die Gattin und Tochter fanden später in Groß-Lichterfelde bei der Schwester der Gräfin Monroy Aufnahme. Diese Schwester, Antoniette Helga Walter-Hager, heiratete zum zweiten Male den Prinzen Hugo Friedrich zu Hohenlohe-Oehringen, der wegen seiner Heirat mit einer Kunstreiterin auf seinen Namen sowie die Rechte des hohen Adels verzichtete und auf königlich-würtembergischen Erlaß den Stand und Namen eines Grafen von Hermersberg verliehen erhielt. Er ist vor einiger Zeit gestorben.

Deutsch-Oberschlesien

Oberschlesische Hochzeit mit Prügelei vor dem Reichsgericht.

Der Landwirtssohn Alois Janik hatte sich nach einer Hochzeit mit einem gewissen Nordrot geprügelt. Später, am 28. Juni 1928 begegnete er dem Nordrot wieder, als es Nacht war. Dieser schlug alsbald auf den Janik ein, der kurz vor der Begegnung sich eine Rute geschnitten und das Taschenmesser noch offen in der Hand hielt. Mit diesem Messer verletzte er den Nordrot dann am Oberschenkel; Nordrot verblutete und starb. Die Strafkammer beim Landgericht in Ratibor verurteilte den Janik am 1. Februar 1929 wegen Körperverletzung mit Todeserfolg zu einem Jahr Gefängnis. Gegen dieses Urteil legte Janik Revision ein; der zweite Strafsenat des Reichsgerichts hat in seiner Montagsitzung dieses Urteil aufgehoben und hat die Angelegenheit zu neuer Verhandlung nach Ratibor zurückverwiesen. Gegen Janik sei ein hinterlistiger Angriff durch einen körperlich überlegenen Gegner erfolgt; niemand habe dem Janik geholfen; er habe eine andere Möglichkeit, als den Gebrauch des Messers nicht mehr gesehen, um sich des Angreifers zu erwehren und der Gebrauch des Messers in diesem Falle sei kein Ueberschreiten der Notwehr gewesen; Janik habe das Messer gebrauchen dürfen, selbst wenn er sich bewußt gewesen sei, daß er seinen Angreifer damit töten könne.

Oppeln. (Ein verhängnisvolles Unternehmen eines Betrunkenen.) Ein Arbeiter sprang in angetrunkenem Zustand aus einem Fährboot in die Oder, um in Kleidern an das andere Ufer zu schwimmen. In der Strommitte wurde er jedoch von den Wellen erfaßt und konnte sich nicht mehr retten, da ihn die Kräfte verließen. Der Ertrunkene war verheiratet und hatte mehrere Kinder.

Sportliches

Sport am Feiertag.

Freie Turner Kattowitz — D. S. A. J. Königshütte.

Am Donnerstag (Fronleichnam) begegnen sich obige Gegner in einem Handballspiel um ½7 Uhr früh auf dem 1. F. C.-Platz. Mit Freude muß konstatiert werden, daß in Königshütte unter der dortigen Arbeiterjugend eine Handballmannschaft ins Leben gerufen wurde und nun am Feiertag ihr erstes Spiel gegen die Freien Turner bestreiten wird. Es wäre auch an der Zeit, daß die Königshütter Freien Turner eine Handballmannschaft ins Leben rufen würden und die Freien Turner Kattowitz nicht immer gezwungen sind, mit bürgerlichen Vereinen zu spielen. Den Königshütter Turngenossen wäre nur zu sagen, daß noch kein Meister vom Himmel gefallen ist und nach einer Niederlage darf man nicht gleich die Flinte ins Korn werfen und die Handballmannschaft auflösen, denn man muß Siege und Schlappen mit gleicher Ruhe hinnehmen und unsere Parole soll lauten: Freiheit, durch den öffentlichen roten Sport zum Siege für den Sozialismus. Wir müssen zeigen, daß unser Sport den Herren Bürgerlichen in nichts nachsteht. Das obige Spiel muß deshalb so zeitig stattfinden, da wegen der üblichen Fronleichnamsprozession am Vormittag nicht gespielt werden darf und die Sportler an derselben teilnehmen und den Staub auf den Straßen schlucken, denn Staub soll besser für die Lungen sein wie Körperkultur im Freien. Darum Handballfreunde und Frühaufsteher, seid pünktlich da, denn um 8 Uhr muß der Platz schon geräumt sein.

Landesligaspiele.

1. F. C. Kattowitz — L. K. S. Lodz.

Der 1. F. C. hat den Tabellenersten zu Gast und wird sich große Mühe geben müssen, um ehrenvoll abzuschneiden. Das Spiel steigt um 5 Uhr nachmittags auf dem F. C.-Platz. Vorher Jugendspiele.

Ruch Bismarckhütte — Wisla Krakau.

Im Königshütter Stadion weilt der polnische Meister Wisla, um gegen Ruch sein fälliges Ligaspiel abzusolvieren. Anfang 5 Uhr nachmittags.

Garbarnia Krakau — Legja Warschau; Touristen Lodz — Czarni Lemberg.

Der Geist mit Mütze und Flinte

Eine irische Spukgeschichte — Das seltsame Haus in Wicklow

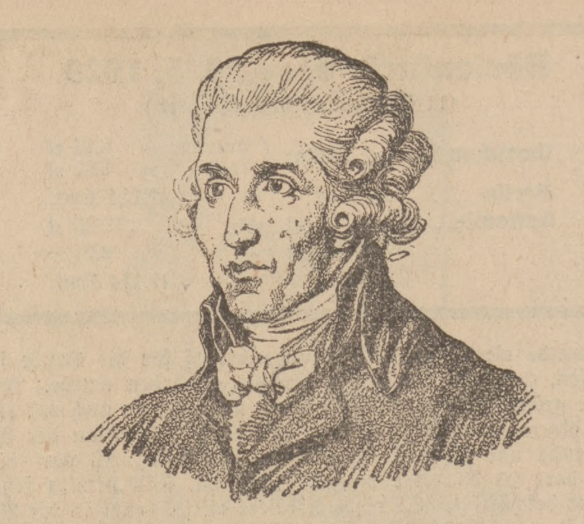
Die irischen Blätter veröffentlichen Berichte über eine Spukgeschichte, die sich in der irischen Grafschaft Wicklow zugetragen hat. Vor zwei Jahren kaufte ein bekannter Bürger aus Dublin ein Haus mit dem Fischrecht in einer abgelegenen Gegend der Grafschaft. Als er in den Sommermonaten dort zu verweilen begonnen hatte, trugen sich seltsame Dinge zu. Schellen läuteten, ohne, daß eine Ursache dafür bekannt war. Türen, die mit dem Schlüssel abgeschlossen worden waren, wurden aufgerissen und zugeschlagen und „spukartige Gestalten schwebten durch die Gänge.“ Die Frau des Hauseigentümers fand eines Morgens, als sie aufwachte, drei brennende Kerzen an ihrem Bett stehen. Einige Tage später standen sechs brennende Kerzen an dem Bett des Dienstmädchens. Die Bewohner des Hauses hatten nun genug von dem Aufenthalt und kehrten schleunigst nach Dublin zurück.

Um Weihnachten begab sich der Sohn des Hauseigentümers mit vier Freunden, die, ebenso wie er, Schüler der höchsten Klasse einer höheren Lehranstalt waren, dorthin, um das Geheimnis aufzulösen. Als einer von ihnen eines Abends das Haus verließ, um etwas zu holen, was er in seinem Kraftwagen hatte liegen lassen, sah er, wie aus einem unbeleuchteten Fenster über seinem Kopf ein altmodisches Schießgewehr auf ihn angelegt wurde. Er suchte Deckung und sah eine Gestalt mit einer Mütze auf dem Kopf das Haus verlassen und nach einem Nebengebäude gehen. Er hatte den Eindruck, daß der Unbekannte das Haus verließ, ohne die Türe zu öffnen.

Während nun der junge Mann mit seinen Freunden den seltsamen Vorgang besprach, klangen plötzlich Gewehrschüsse, Türen wurden im Hause zugeschlagen und Möbel umgeworfen. Dann erschien der Mann mit der Mütze vor ihnen, eine schreckenerregende Erscheinung mit einem leuchtenden Antlitz, einem bösartigen Gesichtsausdruck und zwei ungewöhnlich langen Zähnen. Die entsetzten Jungen sahen die Gestalt die Treppe hinaufgehen, sie versuchten ihr zu folgen, aber sie wurden mit Flaschen und anderen Wurfgeschossen zurückgetrieben, die mit einem fürchterlichen Lärm herniederfielen. Es gelang ihnen zum Schluß dennoch, die Treppe hinaufzusteigen. Dort sahen sie durch eine Luke, die zu dem Dachboden führte, die Gestalt des Mannes mit der Mütze mit dem Kopf nach unten hängen. Da fanden sie es auch an der Zeit, sich schleunigst aus dem Staub zu machen.

Einer der Jungen fertigte in Dublin dann eine Skizze der Gestalt mit der Mütze an, um sie seinem Vater zu zeigen. Seine Kameraden fanden, daß die Skizze der Erscheinung sehr ähnlich sehe und der Zeichner steckte die Skizze in seine Tasche. Als er sie nach einer Stunde aus seiner Tasche hervorholen wollte, war die Skizze verschwunden und das Papier wieder völlig weiß. Die irischen Zeitungen behaupten, daß eine Irreführung ganz ausgeschlossen sei und einer der Jungen hat einen Nervenzusammenbruch erlitten. Verschiedene andere Leute haben inzwischen das Spukhaus noch aufgesucht, aber der Geist hat sich nicht wieder blicken lassen. Man hat die Sache ziemlich lange geheim gehalten, aber sie fand zum Schluß doch ihren Weg in die Blätter.

Die Aufklärung wird hier wie bei allen Spukgeschichten sein, nämlich so, daß jemand sich einen Schabernack erlaubt. „Mystische“ Dinge wurden bisher immer sehr einfach erklärt.



Zur Erinnerung an Joseph Haydn

Der berühmte österreichische Tondichter Joseph Haydn ist vor 120 Jahren, am 31. Mai 1809, in Wien gestorben. Haydns Hauptbedeutung liegt auf dem Gebiete der Instrumentalmusik; insbesondere die Sinfonie erfuhr durch ihn eine vollständige Umbildung in Wesen und From. — Joseph Haydn.

Zum 1. Vorsitzenden des Deutschen Philologenverbandes

der seine 11. Verbandstagung in Wien abhielt und gleichzeitig die Feier seines 75jährigen Bestehens beging, wurde Geheimer Studienrat Professor Dr. Mellmann-Berlin gewählt.

Ein prächtiges Modell

Sie trafen einander in der Nachtherberge der Heilsarmee. Bural, ein kleiner, verwurzelter, runzeliger Geselle, und Tavigard, ein großer, magerer Mann, ganz mit Bart überwuchert. Die militärische Disziplin der Heilsarmee imponierte ihnen mächtig. Sie gehorchten blindlings. Sogar als man sie unter die Brause kommandierte.

Nachdem sie ihr Abendbrot verzehrt hatten, sprach der Heilsarmeepastor ein Gebet und hielt dann eine etwas unverständliche Rede, der sie nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkten.

Dann gingen sie hinauf in den Schlafsaal. Dort wählten sie zwei Betten, die nebeneinander standen, denn sie hatten sich gleich miteinander befreundet.

„Die sind hier ja rein verrückt mit ihrer Sauberkeit,“ meinte Tavigard, nachdem sie sich unter den wärmenden Decken ausgestreckt hatten. „Was machen die sich hier bloß für Umstände mit ihrer verfluchten Reinlichkeit. Das spaßigste an der ganzen Geschichte ist, daß sie es in Wirklichkeit gar nicht leiden mögen, wenn wir gar zu rein sind.“

„Können sie das wirklich nicht leiden?“

„Nein — paß auf —, ich will dir mal was erzählen! Du kennst sicher die Kapelle Sankt Maglaire? Diese Kapelle wurde einmal als Nachtasyl benutzt, lediglich aus dem Grunde, weil darin geheizt war, denn sonst war sie für diesen Zweck sehr wenig geeignet. In der Kapelle waren nämlich nur sehr harte und steife Stühle, in denen wir schlafen mußten, und außerdem wurden wir vor Tau und Tag auf die Straße gejagt, damit die Leute, die zur Frühmesse kamen, keinen Anstoß an uns nehmen sollten. Schließlich hatte es sich aber doch herumgesprochen, daß die Kapelle als Herberge diente, und gerade aus diesem Grunde fanden einige der feinen Leute es interessant, am Morgen zu kommen, um uns zu sehen. Sie erschienen zusammen mit dem Kirchendiener, wenn dieser uns an die Luft setzten wollte.

Eines Morgens hörte ich einen Herrn zum anderen sagen: „Sehen Sie doch nur, wie hübsch und stimmungsvoll es ist, wenn das Licht so durch die Kirchenfenster fällt auf all' die Gesichter — und hören sie auf die Atemzüge ... sehn Sie jenen dort — ist er nicht einfach prächtig? — wobei er auf mich zeigte, als sei ich irgendein sonderbares Tier. — Wollen Sie vier Mark verdienen? wandte er sich plötzlich an mich. — Jaaa — was soll ich denn dafür tun? entgegnete ich ganz ruhig, denn es fällt mir ja gar nicht ein, mich für einen solchen Kavalier zu überanstrengen. — Ach — so gut wie nichts —, Sie sollen nur einige Stunden lang ganz still sitzen. Ich blickte ihn natürlich etwas erstaunt an. — Ja — ich möchte eine Studienskizze von Ihnen machen! —

Er war also Maler — verstehst du — Kunstmaler natürlich — nicht etwa so einer, der Zäune anstreicht, weißt du — er wollte ein Porträt von mir machen. — Ja, wenn ich also nur still sitzen soll, sagte ich — dann willige ich ein. Er gab mir seine Adresse und bestellte mich zu 10 Uhr am selben Vormittag. Ich erhielt auch gleich das Geld, und er bemerkte, daß er sich auf mich verließe. Er wollte also ein Bildnis von mir malen — mit Farben, verstehst du — kannst du das überhaupt begreifen? Ich war ganz bedeppert. Auf dem Wege zu ihm ging ich in eine Wirtschaft, wo ich mich plötzlich selbst im Spiegel sah — und ich erschrak nicht wenig. Das geht nicht, sagte ich zu mir selbst, so kannst du unmöglich gemalt werden, das ist ja einfach ein Skandal — mein Haarwuchs glich einem alten struppigen Besen — übrigens glich mein ganzes Gesicht einem Besen, denn der Bart war mir schon bis unter die Augen gewachsen. Und — die Kleider — die Lumpen — waren alles andere als schön.

Daran konnte ich natürlich mit meinen vier Mark nichts ändern. Ich ging aber in einen Friseurladen und sagte: Schneiden Sie mir das Haar und rasieren Sie mich — aber richtig elegant und modern. Der Friseur glotzte mich an, worauf er meinte, daß das wahrhaftig keine kleine Arbeit sei. Das kann Ihnen ja ganz egal sein, sagte ich, denn ich bezahle. Beeilen Sie sich und reden Sie nicht so viel!

Er schnitt mir also das Haar, seifte mich ein und rasierte mich, daß es nur so schäumte und spritzte.

Als ich mich nachher im Spiegel betrachtete, konnte ich mich knapp wiedererkennen. Ich glich, weiß Gott, einem feinen Herrn. Dieser Spaß kostete mich drei Mark. Ich behielt also nur eine Mark, um essen und trinken zu können. Meine Gedanken kreisten aber nur um die eine Idee, welches herrliche Bild der Maler jetzt von mir machen könne und ich beeilte mich, um nicht zu spät zu kommen.

Als ich das Zimmer des Malers betrat, saß da noch ein anderer Herr. Mein Maler sah mich ziemlich verständnislos an, als wenn er keine Ahnung davon hätte, wer ich denn sei.

Ich bin's — Sie gaben mir doch vier Mark, um mich zu malen!

Nein — Sie sind es also? schrie er mich an und rang verzweifelt die Hände. — Mein Gott — Sie haben sich ja gewaschen und haben sich die Haare auch noch schneiden lassen — einfach katastrophal!

Dann wandte er sich dem anderen Herrn zu und sagte: Dieser Kerl war heute morgen noch das prächtigste Modell, was Sie sich denken können. — Aber wer hat Lust, den da zu kaufen, so wie er jetzt aussieht — was zum Teufel fange ich mit diesem Idioten an?!

Dann fauchte er mich an: Sie können gehen! Ich kann Sie wirklich nicht mehr gebrauchen!

Und ich — na — ich verschwand schleunigst, denn ich hatte das Geld doch schon vermöbelt“.

Der Höllendoktor

(Die Fortsetzung des weltberühmten Romans: „Die Mission des Dr. Fu-Mandschu“).

Von Sax Rohmer.

30)

Einen Herzschlag lang musterte sie mich mit erkünstelter Beherrschtheit, dann schweifte ihr Blick zu den Schlüsseln. Langsam, die Augen wieder fest auf mich gerichtet, trat sie herzu, hob den Schlüsselring auf und schritt zu dem Sessel, in dem Fu-Mandschu gesessen. Sie legte die Schlüssel auf den Tisch, stützte den runden Ellbogen auf die gelblichen Blätter des alten Buchs.

„Warum schauen Sie mich so an?“ forschte sie im Flüsterton. „Mit welchem Recht machen Sie mir innerlich Vorwürfe? Haben Sie mir je volles Vertrauen entgegengebracht, so daß ich mit gleicher Münze zurückzahlen könnte? Als Sie zuerst in das Haus am Fluß kamen, in dem ich mich befand, um jemand zu retten vor...“ — wie stets, zögerte sie voll ängstlicher Befangenheit bei der Nennung von Fu-Mandschus Namen — „vor ihm, behandelten Sie mich als Feindin, obwohl... ich Ihre Freundin hätte sein wollen...“

In der sanften Stimme zitterte eine Bite, aber ich lächelte spöttisch und warf mich auf den Diwan zurück. Karamaneh streckte die Hände nach mir aus, und nie werde ich den flehentlichen Ausdruck ihrer Augen vergessen. Da sie mich aber unduldsam fand, wandte sie rasch den Kopf. Selbst in dieser verzweifelten Stunde ohnmächtigen Zorns fühlte mein Herz keine Verachtung für ihre schnöde Heuchelei. Entzückt bewunderte ich das herrliche Profil.

Sie erhob sich, griff nach den Schlüsseln. „Weder durch Worte noch durch Blicke“, sagte sie ruhig, „haben Sie meine Freundschaft begehrt. Da ich aber nicht ertrage, daß Sie so von mir denken, wie Sie es jetzt tun, will ich beweisen, daß ich nicht die doppelzüngige Betrügerin, nicht die Lügnerin bin, für die Sie mich halten. Sie wollen mir nicht vertrauen, aber ich werde Ihnen vertrauen.“

Sie kniete sich neben mich, und der köstliche Duft ihres Parfüms — untrennbar von der Erinnerung an sie — wehte berauschend zu mir auf. Ein metallischer Klick... ich war frei!

Fu-Mandschus Aeffchen tanzte vor uns her, als wir durch die verhängte Tür das angrenzende Gemach betraten. Es war dunkel. Das Sklavenmädchen öffnete die Fensterläden, schob die Scheiben hoch.

„Sehen Sie!“ wisperte es.

Ich blickte aus dem ersten Stockwerk auf die Straße. Verspätetes Leben herrschte noch zur Linken in der New Oxfort Street, aber so weit ich auszuschauen vermochte — beinahe bis zum Gitter des Britischen Museums —, war nach rechts hin keine Menschenseele sichtbar. Gerade gegenüber in einer der Wohnungen, die mir vorher am Abend aufgefallen waren, stand ein anderes Fenster offen. Ich drehte mich um, sah zu meiner Ueberraschung Karamaneh ein dünnes Seil in der Hand halten. Im Zwielicht begegneten sich unsere Blicke.

Sie zerrte den Strick durchs Fenster herein, und ich bemerkte, daß er auf irgendeine Art über die Telegraphendrähte geschleudert war, die an diesem Punkt die Straße überkreuzten. Beim Hereinziehen zeigte sich alsbald ein zweites, stärkeres Seil, das an dem ersten befestigt war. Karamaneh knüpfte es um einen Metallring in der Mauer und drückte mir eine trapezartige Querstange in die Finger.

„Vergewissern Sie sich, daß niemand auf der Straße ist, und schwingen Sie sich dann hinüber! Die Seillänge genügt, um Sie nach den geöffneten Fenster drüben zu befördern. Dort ist eine Matratze, auf die Sie sich fallen lassen können. Aber lassen Sie das Holz dann sofort los, sonst würden Sie wieder zurückgezogen werden. Die Tür des Zimmers, in das Sie gelangen, ist unverschlossen. Sie brauchen nur die Treppe hinabzugehen, um ins Freie zu gelangen.“

Ich starrte auf das Querholz in meiner Hand, dann auf das Mädchen neben mir. Ich vermißte das einstige Feuer in ihrem Wesen. Sie schien recht apathisch in dieser Nacht.

„Innigen Dank, Karamaneh!“ raunte ich zärtlich.

Sie unterdrückte einen leisen Schrei, als ich ihren Namen aussprach, und zog sich in die Schatten zurück.

„Ich weiß jetzt, daß Sie mir wohlwollen,“ sagte ich warm. „Doch so vieles noch ist wirr und unklar. Möchten Sie es mich nicht verstehen lehren?“

Ich ergriff die widerstandslose Hand der Bebenden, deren krampfig zuckende Lippen keine Antwort zu formen vermochten. Ich folgte der Richtung ihres Angstblicks in die vorher menschenleere Straße... und starrte in das zu mir erhobene Gesicht Dr. Fu-Mandschus.

Ein schwerer Pelzmantel umhüllte seine Gestalt. Die geisterhaften Katzenaugen stierten im Schatten einer großen Automütze drohend herauf. Zweifellos hatte er mich erkannt, aber ob er auch meine Begleiterin sah?

Karamaneh beantwortete in erstickten Murmeln meine unausgesprochene Frage. „Mich hat er nicht entdeckt! Ich habe viel für Sie getan. Erweisen Sie mir dafür einen kleinen Gegendienst: Retten Sie mein Leben!“

Sie floh vom Fenster fort in das unheimliche Laboratorium zurück, wo ich gefangen gelegen, warf sich auf das Ruhebett und hielt mir ihre weißen Handgelenke entgegen, mit einem vielsagenden Blick auf die Handschellen. „Rasch, rasch!“ drängte sie.

Der Zweck ihres Vorschlages war klar genug, und ich wahrte trotz der Gefahr meine kühle Ruhe. Die Fesseln, die vor kurzem meine eigenen Arme eingeschnürt hatten, schlossen sich nun um Karamanehs zarte Glieder: Irgendwo von unten klang schwach ein schreckenerregender Laut.

„Binden Sie etwas um meinen Mund!“ befahl Karamaneh mit nervöser Hast. „Hier! Reißen Sie einen Streifen aus meinem Kleid! Oh — beeilen Sie sich!“

Ich fetzte ungefähr ein halbes Meter des dünnen Musselinstoffs vom Rocksaum ab. Näher und näher drang des Höllendoktors erboste Zischstimme. Ich legte den Stoffstreifen über die roten Mädchenlippen, verknotete ihn am Hinterkopf.

Dr. Fu-Mandschu betrat das unmittelbar unter uns befindliche Zimmer. Den Schlüsselband in der Hand, stürmte ich eilends in das verdunkelte Nachbargemach. Eben als ich dort eindrang, wich am anderen Ende eine Tür zurück, und in der Oeffnung erschien, noch im Pelz und Mütze, die hochschultrige Gestalt des Chinesen. Verzweifelt schleuderte ich den Schlüsselbund mit aller Kraft in das verschwommen wahrnehmbare verhaßte Antlitz...

Ein fauchender Kehllaut bildete die Anerkennung meines gelungenen Wurfs. Dann hielt ich die Querstange in der Hand, schwang mich auf den Fenstersims...

Ein Schraubstockgriff an meinem linken Knöchel. Nebelhaft sah ich das dunkle Zimmer sich mit Gestalten füllen. Die ganze gelbe Bande hetzte hinter mir her!

(Fortsetzung folgt.)

Das Antlitz der Labour Party

Wie die englische Arbeiterbewegung wurde und was sie ist

„Mit ihrer merkwürdigen Synthese aus Puritanismus und „innerweltlichem“ Radikalismus, ihrem Elan, ihrem Selbstvertrauen, ihrer Leidenschaft für das nächst erreichbare Ziel und ihrer Kompromißbereitschaft auf dem Wege zum Endziel, ihrem völligen Mangel an jeglicher Rechtgläubigkeit und jeglichem Dogma, ihrer Fähigkeit, Mitglieder der herrschenden Klasse zu sich herüberzuziehen, stellt die britische Arbeiterpartei unter allen sozialistischen Parteien der Welt das eigenartigste Gebilde dar.“ So sagt Egon Wettheimer im Vorwort zu seiner Schrift „Das Antlitz der britischen Arbeiterpartei“, die der Dietz-Verlag herausgegeben hat. G. D. H. Cole, der Historiker der britischen Arbeiterbewegung hat das lesenswerte Buch mit einer Einleitung versehen.

Zeit der Gärung

Cole erklärt, warum die Entwicklung der britischen Labour Party ohne einen Blick auf den Hintergrund des gesamten politischen Lebens Großbritanniens unmöglich verstanden werden kann. Die Labour Party ist erst 1900 ins Leben getreten, selbst ihre unmittelbare Vorläuferin, die unabhängige Arbeiterpartei, ist nicht vor dem Jahre 1893 gegründet worden. Mehr als einmal freilich war die britische Arbeiterbewegung in den vorhergehenden 60 Jahren der Schaffung einer eigenen politischen Partei nahe. Die Chartistische Bewegung hätte in den zehn Jahren nach 1832 diesen Schritt beinahe getan, und es fehlte nicht viel, daß die Gewerkschaften im Jahre nach der zweiten Reformakte von 1867, die den städtischen gelernten Arbeitern das Wahlrecht gab, mit Hilfe der Liga der Arbeitervertretung eine eigene Partei ins Leben gerufen hätten. Daß dies nicht geschah, liegt im gesamten sozialen und wirtschaftlichen Aufbau der britischen Gesellschaft begründet. Es gab innerhalb des britischen Bürgertums sogenannte „radikale“ Elemente, die gewillt und stark genug waren, mit Erfolg um die Unterstützung eines Großteils der Arbeiterschaft zu werben. Immer wieder scheiterte der Versuch des Aufbaues einer selbständigen, politischen Arbeiterbewegung an der geschickten Taktik dieser Gruppe des Bürgertums.

Es gab damals im englischen Parlament nur zwei Machtfaktoren: die Toris und die Whigs, die Konservativen und die Liberalen. Die außerhalb stehenden Radikalen appellierten an die Arbeiter, einmal, um einen Druck auf die Whigs auszuüben, zum anderen Male, um die Widerspenstigkeit des von konservativem Geist erfüllten Hauses der Lords, des Oberhauses, zu brechen. Aber die so erreichten Reformen lösten bei der Arbeiterklasse eine tiefe Enttäuschung aus.

Man strömte in die Gewerkschaften und suchte unter dem anfeuernden Einflusse Robert Owens durch gewerkschaftliche Massenorganisation zu erzielen, was durch politische Aktion vorläufig unerreichbar war.

Der „große gewerkschaftliche Nationalverband“ wuchs schnell über seine eigenen Kräfte hinaus. Er wurde zu früh in Konflikte verwickelt und deshalb im Jahre 1834 zerschlagen.

Aus ihm erhob sich die chartistische Bewegung. Sie setzte sich hauptsächlich zusammen aus dem industriellen Proletariat des Nordens, der mittleren Landesteile und des Bezirks Südwales. Ihre lokale Führung war weitgehend in den Händen der gelernten Arbeiter, der Intelligenzschicht der Arbeiterklasse. Die Mehrzahl ihrer Anhänger bestand jedoch aus den notleidenden Fabrikarbeitern der neuen industriellen Distrikte und den noch schlechter gestellten Handspinnern, die durch die Konkurrenz der Maschine zur Verzweiflung und dann zu dem blinden Aufruhr getrieben wurden, den uns auch Toller in einem Drama schildert. Es folgte der Verfall der Bewegung.

Die Zeit war für die Forderung des allgemeinen Wahlrechts noch nicht reif gewesen, geschweige denn für das ökonomische Programm des Chartismus, das dieser Forderung die Triebkraft verliehen hatte. Die herrschende Klasse von damals ließ sich durch eine rein proletarische Bewegung noch nicht aus ihrer Ruhe stören. Die bürgerlichen Radikalen gründeten die Freiheitsliga, und auf die unterernährten Arbeiter übte diese Bewegung eine starke Anziehungskraft aus. „Für die Aufhebung der Lebensmittelsteuern, gegen die Ausbeutung durch die Hausbesitzer,“ das waren die Parolen, die zogen. Aber als der konservative Ministerpräsident Sir Robert Peel zur Abschaffung der Kornzölle gezwungen wurde, war dies in Wirklichkeit ein symbolischer Sieg des industriellen Unternehmertums aus den Reihen der Whigs.

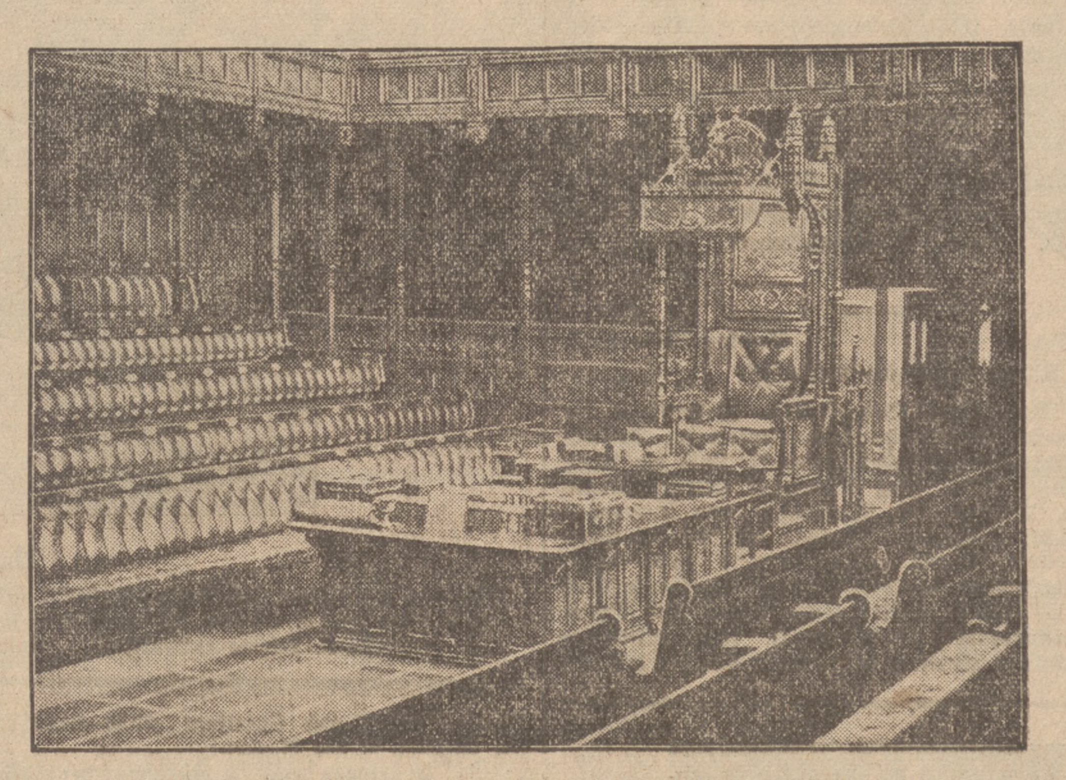
Zeit der Klärung

In der Zeit vom Zusammenbruch des Chartismus bis um das Jahr 1860 kann kaum von einer selbständigen Arbeiterpolitik die Rede sein, obwohl die Anstrengungen in dieser Richtung niemals völlig erloschen. Der Schwerpunkt der Arbeiterpolitik lag damals auf dem Ausbau einer festfundierten Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung unter den gelernten und besser gestellten Arbeitern. Erst nach 1860 wurde eine Aenderung sichtbar.

Mit der Reformakte von 1867, die endlich den gelernten Arbeitern das Stimmrecht verschaffte, war die gesamte politische Lage verändert. Tories und Whigs stellten nunmehr ihre Sozialpolitik im Hinblick auf die neue Wählerschaft um. Ein Jahrzehnt lang wetteiferten die beiden Parteien bei der Einführung von Fabrik-, Bergwerks-, Wohnungs-, Gewerkschaftsgesetzen und jeglicher Art von Sozialgesetzgebung. Den Gewerkschaften gelang es 1874 zwar, zum erstenmal zwei Bergarbeiterführer ins Unterhaus zu entsenden, aber der bis dahin wachsende politische Einfluß ging beinahe wieder ganz verloren.

Da wurden in den achtziger Jahren drei radikale Vereinigungen gegründet: die Demokratische Föderation, die Sozialdemokratische Föderation und die Sozialistische Liga. Aus diesen drei Quellen entstand die unabhängige Arbeiterpartei. Keir Hardie stellte sie auf die Grundlage der Einzelmitgliedschaft. Nach einer Periode von Richtungskämpfen schloß man sich 1900 endgültig zusammen und gründete das Komitee für Arbeitervertretung. Damit war die heutige Arbeiterpartei, die Labour Party geschaffen. Vom Jahre 1906 an trägt sie den Namen, den sie bis heute beibehielt, Labour Party.

1900 hatte das Komitee lediglich die Wahl von zwei Mitgliedern ins Parlament erreichen können, 1906 gewann die Nachfolgerin, die Labour Party, 29 Sitze, zu denen 1909 und 1910 mehr als ein Dutzend Bergarbeiterabgeordnete kamen. Die Bewegung wuchs, aber der Krieg brachte Meinungsverschiedenheiten zwischen den Führern Macdonald und Henderson. Erst nach dem Kriege kam die vollkommene Verschmelzung.



Zu den englischen Unterhaus-Wahlen am 30. Mai

Der Sitzungssaal im englischen Parlament, in den die neuen Abgeordneten einziehen werden.

Vorwärts zum Sieg!

Vor dem Krieg wäre eine Arbeiterregierung in England undenkbar gewesen. Die Macht der Konservativen und der Liberalen, die sich abwechselnd in die Regierung teilten, war praktisch ungebrochen. Das Kriegsende hat auch hier — sozusagen in unsichtbarer Revolution — den großen Wandel gebracht. Seit 1918 ist die Arbeiterpartei im Unterhaus an die zweite Stelle gerückt, während die Liberalen von ihrer Hauptstütze, den zur Arbeiterpartei übergegangenen radikalen Elementen verlassen, nur noch der Schatten ihres alten Selbst sind.

Im Jahre 1924 hat die Arbeiterpartei für kurze Zeit die Regierungsgeschäfte geführt. Ihre Macht war jedoch beschränkt, da sie in allem von der Unterstützung der Liberalen abhängig war. Die Entscheidung, vor die sie sich gestellt sah, lautete daher: Sofortiger Sturz oder Verzicht auf eigene Politik. So knüpft sich, nach Cole, nur geringer Ruhm, aber auch nur geringer Tadel an die Tätigkeit der ersten Arbeiterregierung Großbritanniens. Sie verwirklichte einige nützliche soziale Gesetze, sie veränderte bis zu einem gewissen Grade das Gesicht der britischen Außenpolitik im positiven Sinne und verhinderte daheim das weitere Sinken der Löhne. —

Wertheimer legt den Aufbau von Gewerkschaften und Arbeiterpartei in England klar. Während die sozialistischen Parteien des Festlandes im allgemeinen auf dem Grundsatz der persönlichen Mitgliedschaft aufgebaut sind, ist die Labour Party vorwiegend Rahmenorganisation. Die Gewerkschaften gehören der Partei zu ihrem größten Teil korporativ an und stellen mehr als 90 Prozent der Mitgliedschaft. Deshalb spielten die Gewerkschaften bei der Aufstellung der parlamentarischen Kandidaturen eine ganz hervorragende Rolle, da sie nicht nur indirekt, sondern durch ihre Beitragsleistung an die Partei 90 Prozent aller Wahlauslagen bestreiten.

Labour Party und Kommunismus

Dem Außenstehenden mußten die Gegensätze, die sich in den Jahren 1924 bis 1926 zwischen der Politik der Gewerkschaften und der der Labour Party zeigten, unverständlich erscheinen. Auf der gewerkschaftlichen Seite sah man eine Politik der Einheitsfront mit den Russen, die beinahe zu einer Sprengung des Amsterdamer Gewerkschaftsbundes führte, die Partei dagegen lehnte das Einheitsmanöver mit Moskau ab und verharrte in scharf antikommunistischer Haltung. Der Erfolg gab der Politik der Labour Party recht. Die englischen Gewerkschaften erlitten Niederlage auf Niederlage, die Arbeiterpartei errang Sieg auf Sieg bei den Nachwahlen. Der Widerspruch, der sich dem Außenstehenden aufdrängt, ist nur scheinbar unauflöslich. Tatsächlich liegen die Dinge so, daß die Parteiorganisationen in Groß-Britannien nicht den bestimmenden Faktor für die parlamentarischen Fraktionen darstellen, sondern umgekehrt die Fraktionen in der Praxis die Parteiorganisationen leiten. Die Partei ist lediglich zwischen Parlamentsauflösung und Neuwahlen souverän. Nach der Wahlschlacht lösen sich die Fraktionen von ihrer inneren Bindung an den Parteiapparat los und werden selbständiger Organismus. Die parlamentarische Fraktion wird nicht nur zu einer Funktion der Partei oder zu ihrem machtpolitischen Ausdruck, sondern zur Partei schlechthin.

Später als in irgendeinem anderen Lande des westlichen oder mittleren Europa ist in Groß-Britannien die Trennungslinie zwischen der sozialistischen und der kommunistischen Bewegung gezogen worden. Die Rolle, die der Sinowjew-Brief in den Oktoberwahlen des Jahres 1924 spielen konnte, war nur dadurch erklärlich, daß die politischen Gegner damals noch mit einem Atom von Berechtigung die sozialistische und die kommunistische Bewegung in England in einen Topf werfen konnten. Gewisse historisch-psychologische Momente hinderten das frühere Einsetzen einer klaren Scheidung. Es kann kein Zweifel herrschen, daß die Masse der Parteimitglieder zunächst die Kommunisten für nichts als radikalere Anhänger der gemeinsamen Sache hielt, ohne sich einer tieferen oder grundsätzlichen Verschiedenheit bewußt zu sein. Die Drahtzieher in Moskau erkannten dies wohl, und so ergab sich für die Alltagsarbeit der Kommunistischen Partei Groß-Britanniens zunächst die Taktik, die Labour Party vorwärtszupeitschen und die „reformistischen“ Führer Macdonald, Henderson und Snowden in Situationen zu manövrieren, in denen sie mit ihrer bisherigen Politik in Widerspruch geraten und dadurch entweder radikalisiert oder „entlarvt“ werden würden.

Die Klärung bei den Massen setzte erst in den Jahren 1923-24 ein. Nunmehr begann auf den Gewerkschaftskongressen und den Parteitagen der Labour Party jenes Ringen zwischen Kommunisten und Sozialisten, das die kontinentale Arbeiterschaft zweifellos mehr erregt hat, als die Engländer selbst, die, sofern sie antikommunistisch waren, der Besorgnis ihrer Freunde auf dem Festlande von Anfang an eine ruhige Siegeszuversicht entgegengesetzt hatten.

Das Verhältnis zum Sozialismus

Für den Geist, der die britische Arbeiterbewegung beseelt, ist es in hohem Maße charakteristisch, daß die Labour Party beinahe zwei Jahrzehnte im öffentlichen Leben wirken, eine Millionenziffer von Mitgliedern erreichen, zur dritten großen Partei im Unterhaus emporwachsen konnte, ehe sich im Jahre 1918 das Bedürfnis nach einer programmatischen Festlegung ihrer Ziele einstellte. Im Gegensatz zu den Parteien des Festlandes, deren Entwicklung und Aufstieg Schritt für Schritt von Programmen begleitet war, hat sich die Arbeiterpartei von ihrer Geburtsstunde um die Jahrhundertwende bis ins letzte Kriegsjahr hinein damit begnügt, Einzelforderungen auf ihren Parteitagen zu beschließen, ohne dies Mosaik in den Rahmen eines Programmes zu spannen. Das liegt nicht zum wenigsten in der politischen Tradition des englischen Volkes begründet.

Gegen Ende des Krieges machte sich dann innerhalb der Partei das Bedürfnis geltend, die Organisation geistig und organisatorisch den Veränderungen anzupassen, die sich im Verlaufe von fast zwei Jahrzehnten vollzogen hatten, und damit die Voraussetzungen für einen weiteren Aufstieg der Partei nach dem Kriege zu schaffen. Die Partei war bereits vor dem Kriege dank der intensiven Propaganda der Unabhängigen Partei in ihrer Mehrheit sozialistisch geworden. Die staatliche Industriekontrolle, wie sie der Krieg mit sich brachte, hatte mit ihren schier unbegrenzten Möglichkeiten dem sozialistischen Gedanken neue Nahrung und neue Anhänger zugeführt. Die Zeit war reif, den sozialistischen Charakter nunmehr offiziell festzulegen. Was am Beginn der Bewegung als Hemmnis für die Entwicklung betrachtet worden war, wurde nunmehr zum stärksten Anziehungspunkt.

Das Parteiprogramm

Es galt weiter, die Tore der Partei den geistigen Arbeitern, deren Beruf sie einer gewerkschaftlichen Organisation entzog, zu öffnen. Diese Wünsche fanden in den Satzungen der Partei, die sie sich im Februar 1918 gab, Niederschlag und Erfüllung. Das Parteistatut umreißt die Aufgaben der Arbeiterpartei, soweit es sich um politische und ökonomische Zwecksetzungen handelt, wie folgt:

> „... den Hand- und Kopfarbeitern das volle Ergebnis ihrer Betätigung und seine möglichst gerechte Verteilung auf der Grundlage des gemeinsamen Besitzes an den Produktionsmitteln und mittels des besten Systems der demokratischen Administration und Kontrolle der einzelnen Industrien und Verwaltungszweige zu sichern, im allgemeinen die politische, soziale und ökonomische Befreiung des Volkes und im besonderen derjenigen zu verwirklichen, die zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes unmittelbar auf ihre Hand- und Kopfarbeit angewiesen sind...“

Das Programm, das in jedem Satze die Hand Sidney Webbs verrät, stellt die größte Annäherung an eine theoretische Begründung der verkündeten Prinzipien dar. 1927 beschloß man dann auf dem Parteitag von Blackpool, die Exekutive mit dem Entwurf eines neuen Parteiprogramms zu beauftragen. Es waren rein praktische, unmittelbar politische Erwägungen, die diesen Entschluß veranlaßten. Es heißt in der Resolution:

> „Angesichts der bevorstehenden Neuwahlen und des Bedürfnisses nach einer Darlegung der grundlegenden der Wählerschaft zur Entscheidung vorliegenden Fragen, beauftragt der Parteitag die Landesexekutive, in gemeinschaftlicher Beratung mit dem Fraktionsvorstand eine Aufstellung der wichtigeren Forderungen auszuarbeiten, denen die Parteitage der Arbeiterpartei zu verschiedenen Zeiten ihre Zustimmung erteilt haben. Diese Darstellung soll ein Programm für die gesetzgebende und administrative Tätigkeit einer Arbeiterregierung bilden.“

Egon Wertheimer schließt mit dem Bekenntnis zu der Ueberzeugung, daß die Zukunft in Groß-Britannien der Arbeiterpartei gehört. Möge ihm der große Tag der englischen Wahlschlacht, an dem die Augen der Sozialisten aller Länder auf die britische Arbeiterpartei gerichtet sind, recht geben! Henning Duderstadt.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“, Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.



Warschau — Welle 1415.

Donnerstag. 12,10: Konzert der Warschauer Philharmonie. 15.50: Aktuelle Stunde. 16: Unterhaltungskonzert. 17,30: Vorträge. 18,20: Von Krakau. 19,20: Vorträge. 20,30: Abendkonzert des Rundfunkorchesters. 21.15: Von Wilna. 22,05: Vortrag und Berichte. 23: Tanzmusik.

Freitag. 12,10: Schallplattenkonzert. 14,50: Verschiedene Nachrichten. Anschließend: Konzert auf Schallplatten. 17: Vorträge. 17,55: Konzert eines Mandolinenorchesters. 19,15: Vortrag und Berichte. 20,15: Symphoniekonzert. (Französische Musik.)

Gleiwitz Welle 326.4. — Breslau Welle 321.2.

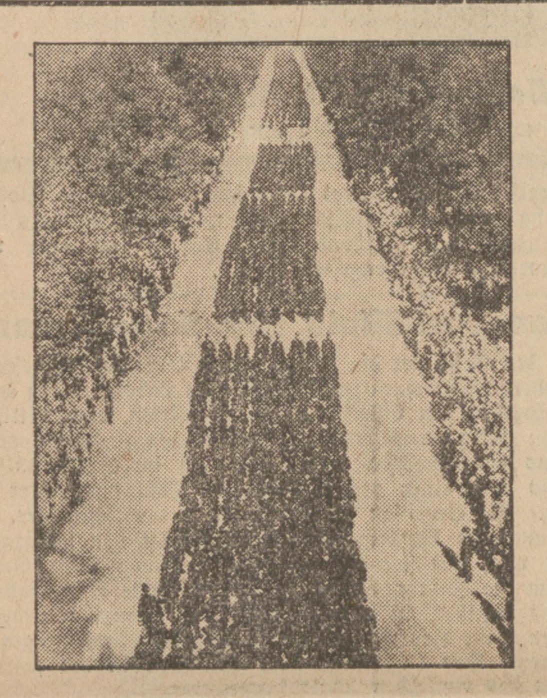
Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13,06: Nauener Zeitzeichen. 13,06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15,35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19,20: Wetterbericht. 22,00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24,00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Donnerstag, den 30. Mai. 12: Uebertragung aus Gleiwitz: Mittagskonzert. 16: Stunde mit Büchern. 16,30: Neue Kinderlieder. 17,20: Geistliche Lieder. 18: Abt. Frauenfragen. 18,25: Abt. Literatur. 18,50: Hans-Bredow-Schule, Abt. Rechtskunde. 19,15: Wetterbericht. Anschließend: Einführung in die Oper des Abends und Bekanntgabe des Personenverzeichnisses. 19,30: Uebertragung aus dem Stadttheater Breslau: Fürst Igor. Oper in vier Akten. Anschließend: Die Abendberichte.

Freitag, den 31. Mai. 9,30: Schulfunk. 16: Stunde und Wochenschau des Hausfrauenbundes Breslau. 16,30: Joseph Haidn. 18: Schlesischer Verkehrsverband. 18,15: Abt. Musik. 18,40: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt. Bergbau. 19: Schlesien hat das Wort. 19,25: Wetterbericht. 19,25: Hans-Bredow-Schule, Abt. Geopolitik. 19,50: Singstunde. 20,50: Mit dem Mikro durch Breslau. Ein Rundgang durch das Wasserwerk. Sodann: Das lachende Mikrophon. Anschließend: Die Abendberichte und Abt. Handelslehre.



100 Jahre Londoner Polizei

Mit einer großen Parade im Hyde-Park wurde am Sonnabend das 100jährige Bestehen der Londoner Polizei gefeiert. Ueber 13 000 Mann waren auf dem Paradefelde aufmarschiert, wo sie von dem Prinzen von Wales inspiziert wurden. — Unser Bild zeigt Polizei-Mannschaften auf dem Wege zur Parade.



Vom Wirbelsturm zerstört

Zahlreiche Ortschaften im Regierungsbezirk Stade wurden von einem gewaltigen Wirbelsturm heimgesucht, der besonders in Elstorf einen großen Schaden verursacht hat; hier wurden etwa 40 Gebäude abgedeckt bezw. schwer beschädigt und unzählige meterstarke Bäume entwurzelt. — Unser Bild zeigt einen Teil der schwer heimgesuchten Gehöfte in Elstorf.

Versammlungskalender

Programm der D. S. J. P., Königshütte.

Mittwoch, den 29. Mai: Außenspiele.
Donnerstag, den 30. Mai: Marsch nach Gleiwitz.
Freitag, den 31. Mai: Esperanto.
Sonntag, den 2. Juni Wanderung nach Gieschewald.

Kattowitz. Holzarbeiter. Mittwoch, den 29. d. Mts., abends 7 Uhr, im Zentralhotel Mitgliederversammlung. Bestimmtes Erscheinen aller Kollegen ist Pflicht.

Kattowitz. Freidenker. Sonntag, den 2. Juni, nachmittags 3 Uhr, im Saale des Zentralhotels Mitgliederversammlung. Vollzähliges Erscheinen aller Genossen ist Pflicht.

Kattowitz. („Freie Turner“.) Am Donnerstag, den 30. Mai d. Js., (Fronleichnam), findet ein Vereinsausflug nach dem Zalenzer Wald statt, verbunden mit Kinderbelustigungen und Spiele. Treffpunkt, 10 Uhr vormittags, Blücherplatz. Um zahlreiche Beteiligung wird gebeten.

Zawodzie. (Bergbau-Industriearbeiter-Verband.) Sonntag, den 2. Juni, findet die 25jährige Gründungsfeier der Zahlstelle Janow statt, zu welcher unsere Zahlstelle eingeladen wurde. Alle Mitglieder und Freunde werden gebeten, sich Sonntag, früh 8 Uhr, an der ulica Murckowska (Emanuelssegener Chaussee) vor der Unterführung mit ihren Familienangehörigen zu sammeln, um gemeinschaftlich nach Gieschewald abzurücken.

Königshütte. Freidenker. Am Sonntag, den 2. Juni veranstalten die Freidenker bei günstigem Wetter einen Ausflug nach den Spielwiesen bei Schwerdtfeger in Panewnik. Haupttreffpunkt ist um 9 Uhr vormittags beim Bahnhof Bismarckhütte. Badeanzüge und Musikinstrumente sind mitzubringen.

Hubertushütte-Hohenlinde. (D. M. V.) Am Sonntag, den 2. Juni, vormittags 10 Uhr, findet im Lokal von Brachmainski eine Mitgliederversammlung des D. M. V. mit der Jugend statt. Um vollzähliges Erscheinen wird ersucht.

Siemianowitz. (Ortsausschuß.) Die nächste Ortsausschuß-Sitzung des A. D. G. B. findet am Mittwoch, den 29. Mai, abends 7 Uhr, im Metallarbeiterbüro statt.

Siemianowitz. (D. S. A. P. und Arbeiterwohlfahrt.) Die Mitgliederversammlung findet am Donnerstag, den 30. Mai, nachmittags 3 Uhr, bei Kosdon statt. Die Freien Gewerkschaften sind freundlichst eingeladen. Referent: Genosse Kowoll.